Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 81 (1936)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

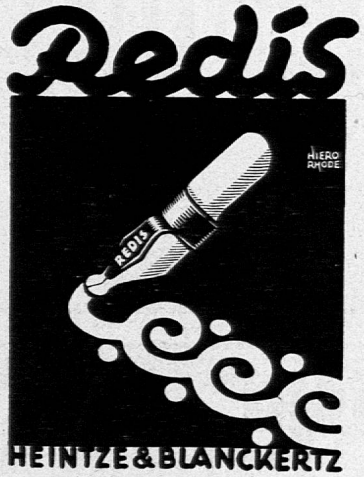
81. Jahrgang No. 31
31. Juli 1936

ORGAN DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS

Beilagen ● 6mal jährlich: Das Jugendbuch · Pestalozzianum · Zeichnen und Gestalten ● 4mal jährlich: Erfahrungen im naturwissenschaftlichen Unterricht · Heilpädagogik · Sonderfragen ● 2mal monatlich: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

Schriftleitung: Beckenhofstr. 31, Zürich 6, Postfach Unterstrass, Zürich 15, Tel. 21.895 ● Annoncenverwaltung, Administration und Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich 4, Stauffacherquai 36-40, Postfach Hauptpost, Tel. 51.740

Erscheint jeden Freitag



1136

Aargauisches Lehrerseminar in Wettingen

Die Stelle eines **Verwalters** und **Konfiktführers**

ist neu zu besetzen. Der Bewerber muss Inhaber eines Lehrerpatentes und durch Ausbildung und Erfahrung zur Leitung eines grössern Anstaltsbetriebes mit Gartenbau usw. befähigt sein. Insbesondere soll er Gewähr bieten, dass er zusammen mit seiner Gattin, die sich zur Führung des Haushaltes eignen soll, den Schülern ein erzieherisch förderliches Heim zu schaffen versteht.

Mit der Stelle ist eine Unterrichtsverpflichtung bis zur Höchstzahl von 10 Jahresstunden verbunden. Sie umfasste bisher den Unterricht in Buchführung, Gartenbau, Landwirtschaftslehre sowie die Führung der zum Seminar gehörigen Bürgerschulabteilung. Es können auch verwandte Lehrgebiete in Betracht kommen.

Jahresbesoldung Fr. 6000.— bis Fr. 7000.— dazu freie Verpflegung für die Familie. Der Beitritt zur aargauischen Beamtenpensionskasse ist obligatorisch. 1141

Anmeldungen mit Darstellung des Bildungsganges und der bisherigen Tätigkeit sind unter Beilage der Zeugnisse bis 15. August 1936 an die Erziehungsdirektion in Aarau einzureichen. Nähere Auskunft erteilt auf Wunsch die Seminardirektion Wettingen.

Aarau, den 18. Juli 1936. **Erziehungsdirektion.**

PHOTO-APPARATE

aller Marken. Teilzahlung, Tausch. Katalog und Gelegenheitenliste erhalten Sie kostenlos vom 1142

Photo-Kinospezialhaus
Photo-Schmelhaus
ZÜRICH 1, Limmatquai 62

Wer nicht inseriert wird vergessen!

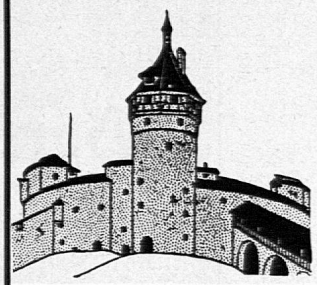
Offene Lehrstelle
an der Kantonsschule Luzern

An der Kantonsschule Luzern ist infolge Rücktritts des bisherigen Inhabers die

Lehrstelle für Geschichte

an der Oberstufe, besonders am Lyceum, frei geworden und wird hiemit zur freien Bewerbung ausgeschrieben.
Die Bewerber haben sich über abgeschlossene akademische historische Studien auszuweisen. Der Anmeldung sind zudem beizulegen: eine Lebensbeschreibung, ein Leumundszeugnis, Ausweise über bisherige Tätigkeit, allfällige wissenschaftliche Arbeiten.
Anmeldungen sind an die Erziehungsratskanzlei bis zum **20. August 1936 gestempelt** einzureichen. 1146

Die Erziehungsratskanzlei Luzern.



Untersee und Rhein

Eine Schiffahrt auf Untersee und Rhein 963
gehört zu den **schönsten Stromfahrten Europas**
und wird für Schulen u. Gesellschaften zu den nachhaltigsten Reise-Erinnerungen.
Verlangen Sie Auskünfte durch die **Direktion in Schaffhausen.**

Ins rechte Licht rücken unsere billigen
Kartenständer „Greif"
Karten und Bilder. Sie dürfen darum auch in keiner Unterklasse fehlen. Preis Fr. 35.— franko.
Reformschulmöbel „Wendepunkt"
Wandtafeln „Furore" ✚ Patent
G. Schneider & P. Wirz, Buus
1105 (bei Basel)

Alkoholfreies Volkshaus Randenburg, Schaffhausen
Mittagessen zu 80 Rp. bis Fr. 1.80
Bahnhofstrasse 60 964 Telephon 651

Rheinfallbesucher essen gut und billigst im 965
Volkshaus Neuhausen
Säle und grosser Garten für Schulen und Vereine.
Höflichst empf. sich **R. Kern-Gloor**, K'chef, Neuhausen

Schaffhausen-Feuerthalen Nähe Rheinfall
HOTEL ADLER
Vorzügliche Küche und Keller. Grosser, schattiger Garten, Vereinssäle, sehr geeignet für Schulen und Vereine. Grosser Autopark. Für weitere Auskunft bin ich gerne bereit. Tel. 2.81. **J. Meyer.** 969

SCHAFFHAUSEN
Restaurant Kath. Vereinshaus
Vereinen, Schulen u. Gesellschaften bestens empfohlen. Säle, Autopark, Fremdenzimmer und Pension. 1002
A. Würth-Grolimund, *Tel. 12.22*

Versammlungen

Einsendungen müssen bis spätestens Dienstagvormittag auf dem Sekretariat der «Schweizerischen Lehrerzeitung» eintreffen. *Die Schriftleitung.*

Schweizerischer Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen. Donnerstag, den 6. August, 14 Uhr, im Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 10: Zusammenkunft unserer Mitglieder mit den bei Anlass der Weltlogentagung der Guttempler in Zürich anwesenden abstinenten Kollegen aus einer grossen Anzahl verschiedener Länder. Berichte über die Arbeit in den verschiedenen Ländern. Besichtigung von Arbeiten und Unterrichtsmaterial. Freundliche Einladung an alle unsere Mitglieder, die abkömmlich sind.

Baselland. Zeichenkurse: Mittwoch, 19. August, Oberstufe, Liestal; Freitag, 21. August, Mittelstufe, Liestal; Freitag, 28. August, Mittelstufe, Basel. Die Teilnehmer des Kurses Basel seien nachdrücklich aufmerksam gemacht auf die Verlegung ihres Kursnachmittags auf die zweite Woche nach den Sommerferien. *E. G.*

Bestempfohlene Schulen u. Institute für junge Leute

Schloss Kefikon (Thurgau)
LANDERZIEHUNGSHEIM FÜR SCHWEIZERKNABEN
Primar- und Sekundarschule
Schulbeginn 17. August
OFA GEGR. 1906
Spezielle Vorbereitungs-Gruppen für den Übertritt an Mittelschulen, Berufsschulen und praktische Lehre.
1140 A. Bach, Schulinsp., Tel. 6109

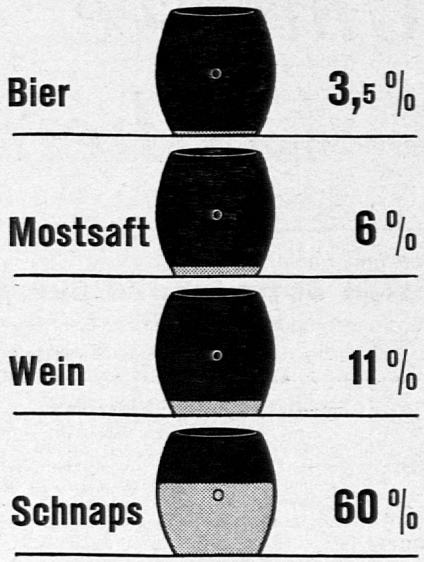
HABANA Splendid 1a!
1026
auserlesenes Sandblatt

Inseratenschluss
Montag Nachmittag 4 Uhr

Verheiratet?
Freilich! Dann verlangen Sie meine neue illustrierte Preisliste **L 101** über Sanitätswaren gratis verschlossen. Vertrauenshaus seit 1910. 433
Sanitätsgeschäft P. Hübscher
Zürich 1, Seefeldstr. 4

Geld Darlehen
1057
gewährt auch ohne Bürgschaft, von Fr. 400.— bis zu Fr. 2000.—, mit monatlichen Rückzahlungen, zu angemessenen Konditionen, die
KREDIT-BANK A.-G., ZÜRICH
Börsenstrasse 21
Rückporto beilegen. Vermittler verbeten

BIER
hat den geringsten Alkoholgehalt



Brunner-Propaganda 1122

Gerne
und unverbindlich übersenden wir Probenummer der
Illustrierten für Alle
Reich mit Bildern ausgestatteter, spannender Lesestoff, Belehrung, Unterhaltung, Humor, Mode, Sport. Gediegenes Familienblatt mit oder ohne Versicherung.
AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

31. JULI 1936 — 81. JAHRGANG Nr. 31

Inhalt: Baden — Ueber die Krise der Kultur — Schweizerische Bewaffnung zur Zeit der Mailänderfeldzüge — Zug über die Alpen — Garten und Gesundheit — Kleinwandbild zur Förderung der Volksgesundheit Nr. 89 — Kantonale Schulnachrichten: Glarus, Solothurn, St. Gallen — Totentafel — SLV.

Baden

(Photos: Dr. Kurt Ehrlich, Zürich)

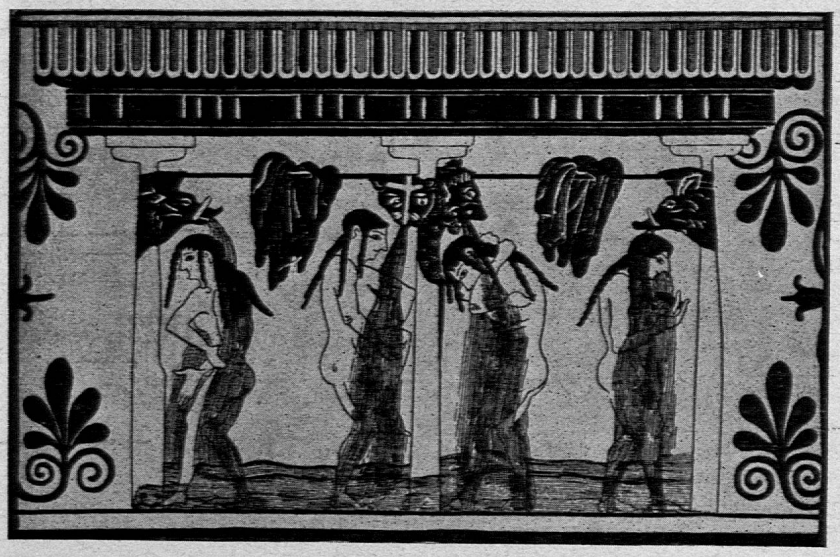


Abb. 1. Griechisches Frauenbad, 2. Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. (Vasenbild)

Abb. 2. Badestube, ca. 1220. Heidelberger Sachsenspiegel.

Abb. 4. Bad im Freien, 1548.

Abb. 3. Wannenbad, 1480.

Badezeit! Herrliche Zeit, da der Mensch ledig aller modischen Hüllen sich hingibt der Kraft des Lichtes und der Klarheit des Wassers, um frei zu werden und rein und dann leichten Herzens, lauteren Sinnes wieder an seine Arbeit zu gehen. Gepriesen sei der helle Sommertag, der uns hinauslockt ins Spiel der glitzernden Wellen, die den Schwimmer kosend umwerben, bis ein frisches Glücksgefühl über ihn kommt, dass er im Uebermut Wellen schlägt und vor Freiheitsfreude aufjauchzt zur Bläue, die über ihm lacht! — Schön ist aber auch die Stunde, in der Du leise hinausschwimmst in den warmen nächtlichen See, wann der Vollmond über den schlafenden Wassern sein sanftes Gold ausgegossen, das rings um Dein Haupt wie eine Glorie sich ausbreitet, weit, weit, von Ufer zu Ufer. — Uraltes Wunder des Badens, dass sich in der lösenden Flut ein jedes Ding in uns an seinen Ort zurückfindet und wenn wir heimkehren, sonnebefeuert und seegekühlt, sind alle Stränge geschlichtet, und Leib und Seele stehen wieder harmonisch im Joch. — Wasser, Feuer, Luft und Erde sind nach Aristoteles die Mächte, mit denen sich der Mensch immer wieder auseinanderzusetzen hat. Bald greifen sie vernichtend in sein Schicksal, bald vermag er sie mit List und kühnem Griff der Lebenserhaltung dienstbar zu machen. So alt wie die Furcht vor der Gewalt des Wassers, ist auch der Glaube, dass man sich durch Baden oder Trinken dessen Wunderkräfte aneignen könne. Diese Ansicht ist letzten Endes der Nährboden der gesamten jahrtausendealten Wasserheilkunde. Seit Urzeiten haben die Kräfte des Wassers physikalisch, hygienisch und medizinisch den Menschen beschäftigt, so dass die Geschichte des Badewesens kaum zu fassen ist. Sie spiegelt sich in einem unerschöpflichen, stets wachsenden Strom von Badebildern, von denen hier nur einige bezeichnende herausgegriffen seien.

Bei den Kulturvölkern des Altertums war das Baden vielfach eine kultische Angelegenheit, denn die körperliche Reinheit wurde als Symbol der sittlichen betrachtet. So war den Mohammedanern, besonders aber den Juden, in gewissen Fällen das Baden vorgeschrieben (s. 3. Buch Mose, Kap. 14 und 15). Wie aus Homers Schriften hervorgeht, kannten die Griechen sowohl das kalte Freibad in Fluss und See als auch das warme Bad im Hause, von dem die Spartaner eine Verweichlichung des Körpers befürchteten. Mit zunehmendem Luxus nahm aber auch bei ihnen die Sitte des Warmbadens überhand. In ganz Griechenland wurden private und staatliche Badeanlagen in grosser Zahl erstellt. So sehen wir schon auf einer recht alten Vase (Abb. 1) ein öffentliches Frauenbad. Ein Druckwerk treibt das Wasser durch die hohlen Säulenschäfte in die tierköpfigen Wasserspeier hinauf. Die verschiedenen Stellungen, in denen sich die Frauen dem Wasserstrahl aussetzen, sind treffend festgehalten, und bemerkenswert ist der Versuch des Künstlers, die Körper auch unter dem Wasser sichtbar zu machen. — Die Römer, welche die Sitte des Badens von den Griechen nach den punischen Kriegen übernommen haben dürften, gingen in der Anlage von Prachtbädern noch viel weiter. Riesenbauten wie die Caracalla- und Diokletianisthermen zeugen jetzt noch davon. Die Anlagen umfassten drei Haupträume: Das Kaltbad, das lauwarme Luftbad und das Heissbad. Daran schlossen sich eine Menge anderer

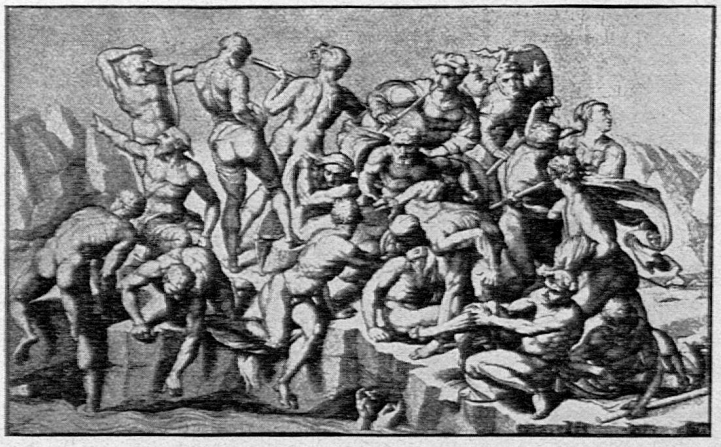


Abb. 5. Michelangelo: Badende Soldaten 1506. (Kopie).

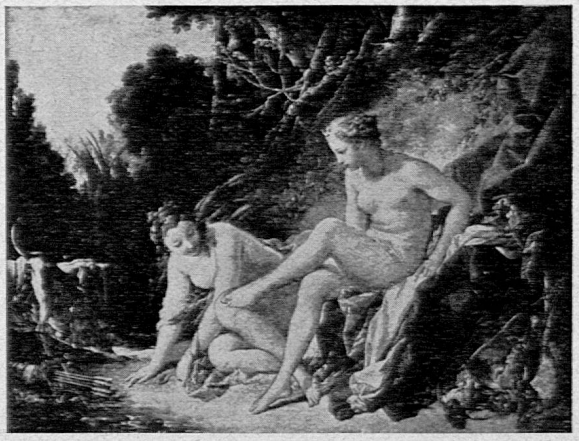


Abb. 6. Boucher: „Le bain de Diane", 1742.

Räume, wie Bibliotheken und Gesellschaftssäle. Während anfänglich Männer und Frauen getrennt und nur am Tage badeten, kam später immer mehr das Gemeinschaftsbad nach Sonnenuntergang auf.

Die Kirche des frühen Mittelalters bekämpfte das Baden aufs heftigste, so besonders Hieronymus, der es nur Kindern gestatten wollte. So bleibt auf lange Zeit der zur Taufe im Jordan stehende Christus das einzige wirkliche Bademotiv der bildenden Kunst. — Erst im 8. Jahrhundert gelangte das Baden wieder zu Ansehen, und zwar unter Karl dem Grossen, der, selber ein eifriger Schwimmer, in Spitälern und Klöstern Bäder für die Armen und Kranken einrichten liess. Gewöhnlich wurde am Samstag als Vorbereitung auf die sonntägliche Kirchenfeier gebadet. Die Nachfolger Karls machten die Badestuben zu Regalien, welche verpachtet oder in Erblehen gegeben wurden. Wie schon die griechischen, so klagen auch die mittelalterlichen Schriften immer wieder über Kleiderverwechslungen und Badediebe. Da es lange keine beaufsichtigten Kleiderräume gab, war man nie sicher, nach dem Bade seine Kleider wieder zu sehen. Darum gingen die Leute meist nur mit dem Lederschurz bekleidet, sehr oft aber, zum grossen Aerger der Regenten und der Geistlichkeit, auch ganz nackt durch die Gassen zur Badestube. Im Heidelberger-Sachsenspiegel, dem ältesten deutschen Rechtsbuch des Mittelalters, sind ausdrückliche Bestimmungen betreffend Badediebe und Kleidervertauschungen enthalten (Abb. 2). Dieses wohl älteste Bild einer deutschen Badestube zeigt uns, wie man sich im Dampfbad mit Wedeln aus Birken- oder Eichenzweigen den Schweiss austrieb. Rechts verlässt ein Ritter in vorgeschriebenem Anzug die Stube. Er trägt Hemd, Schuhe und Schwert und in der Hand das Schermesser. Bald bekamen die eigentlichen Badestuben Konkurrenz in den sogen. Bäckerbadstuben; denn die Bäcker hatten gemerkt, dass sich die Hitze des Backofens sehr wohl auch zur Erwärmung eines kleinen, neben oder über demselben befindlichen Raumes mit einer Anzahl Standen voll Wasser verwenden lasse. Die Zahl der Badestuben wuchs — in Ulm waren es 1489 z. B. ihrer 168 — und in der Folge gab es zwischen Bäckern und Badern in den meisten Städten heftige Kämpfe, die behördlicher Regelung riefen. Wenn die Badestube warm und bezugsbereit war, wurde mit einem Horn in den Gassen herum «ins Bad geblasen», eine Sitte, die sich z. B. in Wetzikon (Zch.) noch bis 1866 erhalten hat. Es sind uns auch eine Menge Baderufe erhalten, so etwa von Hans Sachs (1553):

«Wolher ins Bad Reich unde Arm,
Das ist jetzund geheitzet warm,
Mit wolschmacker Laug man euch wescht,
Denn auff die Oberbank euch setzt,
Erschwitzt, denn werdt jr zwagen und gribn,
Mit Lassn das ubrig Blut ausstriebn,
Denn mit dem Wannenbad erfreuwt,
Darnach geschorn und abgefleht ...»

(zwagen = Kopfwaschen; Lassn = Aderlassen.)

Immer mehr wurden die öffentlichen Bäder und vor allem die Badestuben das Stelldichein der Verliebten und der Ort lokkerer Badesitten. Die grösste schönmachende und kräftigende Wirkung versprach man sich vom Frühlingsbad, vom Maienbad, das natürlich von allerlei Liebesspiel begleitet war. Wie selbstverständlich und unverblümt damals der Begriff Gemeinschaftsbad gebraucht wurde, beweist der übrigens künstlerisch vorzügliche Holzschnitt aus dem zu Augsburg in grosser Auflage erscheinenden deutschen Kalender (Abb. 3). Mann und Weib begaben sich zum sogenannten Ehebad in eine Stande und assen sogar badend «ab dem zwerchen Standenbrett». Ja, bis in geistliche Weisen und Kirchenlieder hinein drang diese Bade-Erotik, wie das der folgende Choralvers belegt:

«Gar warm solt du dich halten
und dich nit lan erkalten
nach dieser minne bad.
din baden bule sye
die allerschönst Marie
ein Gott und namen drye
mit andocht zu die lad.»

Als Beispiel eines Freibades diene uns ein Bildchen aus Stumpfs Schweizerchronik (Abb. 4). Es ist ein von Gletscher- und Schneewasser gespiesenes Kaltwasserbecken im Krauchtal (Kt. Glarus), in welchem an den drei ersten Augustsonntagen gebadet wurde und von dem es heisst: «verfinsterte Augen wurden erleuchtet, etliche bekamen das Gehör wieder, etliche Gebrechen sind aber auch böser worden». Ein Holzschnitt voll rührender Naivität sowohl im Ausdruck der Badenden wie auch im eifrigen Bemühen unter Zuhilfenahme von vier nach der Tiefe gestaffelten Bergkulissen eine Geländemulde darzustellen.

In der Geschichte des Badebildes nimmt Michelangelos 1506 geschaffener, leider aber bald wieder zerstörter Karton eine einzigartige Stellung ein. Erhalten sind nur noch Einzelstudien und eine gute Kopie von anderer Hand (Abb. 5) in Holkham-Hall. Wer Michelangelo kennt, der begreift es, dass dieses Bademotiv ihm nur willkommener Vorwand war, um seine ungeheure Meisterschaft in der Darstellung des nackten Menschen zu entfalten. Er hat den Augenblick gewählt, wo die ahnungslos vor der Stadt badenden Florentiner plötzlich vom Feinde überrascht werden. Dieses Uebergangsmoment von herrlichster Erholung zum Kampf auf Leben und Tod, mit seiner Fülle auseinanderstrebender körperlicher und seelischer Züge, hat Michelangelo herausgegriffen, um durch eine Summe von Funktionswerten ein Höchstmass an Aktivität zu erzielen. Grossartig und nicht mehr zu überbieten bleiben diese von äusserster Willensanspannung bewegten Athletenkörper. Schon Michelangelos Frühwerk, der «Kentaurenkampf», verrät ein barockes Empfinden, und hier kommt es nun in jedem Summanden der Gruppe ganz klar zum Ausdruck; aber zum einheitlichen Gesamteindruck fehlen noch jene Verschmelzung von Figur und Raum und jener zentralisierende Einsatz der dynamischen Mittel, wie sie im reinen barocken Bild dann alle Einzelbewegungen zur gewaltigen Massenaktion zusammenschliessen. — Doch müssen gerade Arbeiten wie dieser Karton und ähnliche nördlich der Alpen zündend gewirkt haben, denn wir finden in den Männerbädern und Frauenbädern von Dürer, Grien, Beham und andern eine Art germanisches Gegenstück dazu.

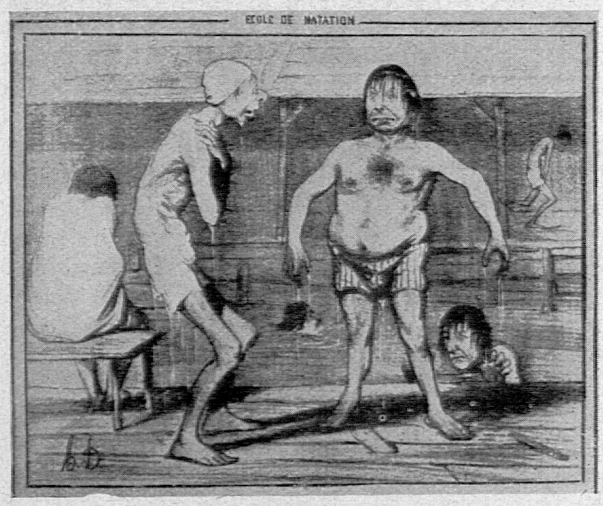


Abb 7. Daumier: „Der Wasserscheue", 1839.

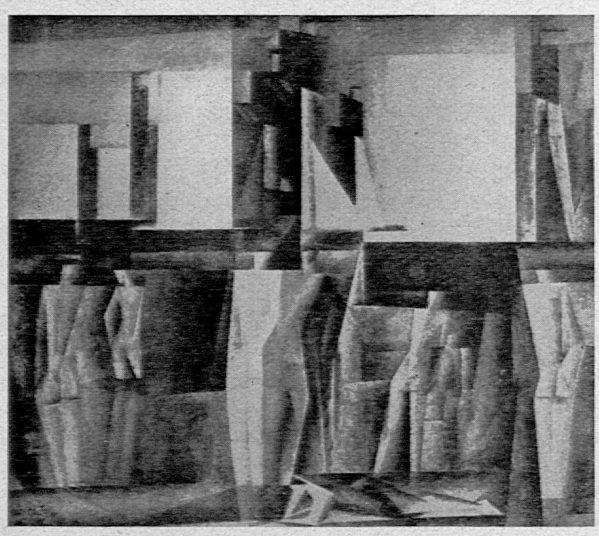


Abb. 8. Feininger: „Badende am Strand", 1918.

Abb. 9. Böcklin: „Spiel der Najaden", Basel, 1886.

Auch auf dem Bilde François Bouchers (Abb. 6) ist das Baden nur Mittel zum Zweck. Wenn Michelangelo die Entfaltung männlicher Kräfte gegeben hat, so sehen wir hier die Reize des schönen weiblichen Körpers ausgebreitet. In solch zierlichem, von Raffinement und Eleganz erfülltem Werk kommt der sentimentalische Naturalismus des Rokoko mit seiner wunderbaren Feinheit, aber auch mit gewissen Untiefen des Gefühls und des Ethos zum Ausdruck. Die ganze Haltung des Bildes wird bestimmt von jenem kaum merklich bewussten Liebreiz, wie er für den französischen Charme so bezeichnend ist.

Eine andere Seite französischer Kunst zeigt uns Daumier, der Meister tiefgründiger Karikatur (Abb. 7). Auch ihn interessiert nicht der Akt des Badens, er belauert seine Mitmenschen, um ihr innerstes Wesen zu ergründen, und wenn man weiss, wie sich Seele und Charakter im ganzen Körper ausprägen, so ist die Badanstalt zweifellos der richtige Ort, um psychologische Schnappschüsse zu machen. Neben der dummgläubigen Zitterfigur des biedern Bornierten steht die von panischem Schrecken gelähmte Fleischmasse des Spiessers, der ausruft: «Je n'y redescends plus... je crois qu'il y a des écrevisses!» Das ist der erfolgreiche Streber, der «Arriviste», der es nicht so sehr durch geistige Fähigkeiten, als durch seine breite Postur zu etwas gebracht hat, in dessen Wasserscheu sich aber sein ganzer kleinlicher Egoismus kundtut. So zeichnet ihn Daumier in der gleichen imponierenden Frontansicht, in der er sich im Zivilleben zu geben pflegt, aber alle seine repräsentativen Werte sind zu Boden geronnen, und es bleibt nur das Bildnis eines blöden Angstmeiers. —

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts hat das gesamte Badewesen einen unerhörten Aufschwung genommen, und gerade in neuester Zeit ist durch Schaffung von Volksbädern und Badestranden in der Nähe der Großstädte Bewundernswertes geleistet worden. So ist die Kunst der letzten hundert Jahre reich an Badebildern. Die Franzosen Renoir, Courbet, Cézanne und die Deutschen um Liebermann haben Bademotive besonders erfolgreich abgewandelt. Die jüngsten Werke mit Badenden erscheinen alle irgendwie entweder noch dem Impressionismus oder, wie etwa diejenigen Beckmanns, dem Expressionismus verpflichtet. Als Sonderfall eines Badebildes können wir es uns nicht versagen «Die Badenden am Strand» (Abb. 8) vorzuweisen, wie sie der deutsche Lyonel Feininger als Vertreter der abstrakt-kubistischen Richtung gesehen hat. Diese Badenden sind weit entfernt davon, im Beschauer irgendwelche Badegelüste zu erwecken oder die Erinnerung an sonnendurchglühte Körperlichkeit und an Wasserbewegung wachzurufen. Das Motiv ist auch hier nur äusserer Anlass, gewissermassen der Baustoff, an dem sich eine blutleere, rein optisch-mathematische «Sinnlichkeit» betätigt hat, um in einem von der Natur immer weiter abrückenden Vorgang eine Art kristallinisches Hirngespinst hervorzubringen, das am ehesten als geometrisierendes Flächenfüllornament nachgekostet werden kann. Dieser eigengesetzliche, abstrakte Bildorganismus erzeugt eine ähnliche optische Befriedigung, wie sie einem beim Betrachten technischer Zeichnungen zuteil wird. Zu verurteilen sind solche extremen Versuche nicht, solange sie von wirklichen Künstlern wie Feininger unternommen werden, denn es hat zu allen Zeiten in der Kunst nebeneinander eine sinnlich-naturnahe und eine geistig-naturferne, abstrahierende Richtung gegeben, einen rhythmischen Wechsel zwischen Abstraktion und Konkretion, und solche Werke haben meistens das Gute, dass sie in irgendeiner Weise zu einer neuen Anschauung und zu neuen Konstruktionsgesetzen auch des konkreten, realistischeren Bildes führen können.

Im Zeitalter des Badesportes wollen wir aber unsere Betrachtung nicht schliessen, ohne ein Werk anzusehen, das nun wirklich den Badeakt als solchen, die unmittelbare Verbundenheit von Mensch und Wasser zum Vorwurf genommen hat, nämlich das «Spiel der Najaden» von Arnold Böcklin (Abb. 9). Zwar ist es nicht gerade lohnend, heutzutage, wo er mit so falschen Maßstäben gemessen und mit albernen Schlagwörtern in Bausch und Bogen verdammt wird, sich zu ihm zu bekennen. Aber gerade dieses Bild macht es uns leicht, denn es erschliesst uns das ganze Geheimnis von Böcklins einzigartiger, mythenbildender Phantasie. Er ist vielleicht der letzte grosse Maler, dem es gegeben war, wie die Griechen und doch auf eine höchst persönliche Art, die Kräfte der Natur menschlich, personifiziert und dramatisiert zu erleben. Was aber das Wesentlichste ist: Das Thema bleibt nur Anstoss zu einer malerischen Lei-

stung von erster Qualität, wie sie nur eine ganz ursprüngliche Kraft hervorzubringen vermag. Wer hätte nicht auch schon in der tosenden und gischtenden Brandung des hochgehenden klippenstürmenden Meeres allerlei spukhafte Gebilde erschaut? Was uns heute mehr denn je am muntern Spiel gewandter, wasserliebender Menschen erfreut, das gibt Böcklins vollsaftiger Formreichtum. Aber mehr noch als nur Frische und frohes Badegetümmel: Die besonderen psychologischen und mythischen Untergründe des leiblichen und seelischen Befindens des Schwimmers sind hier so vollendet gefasst, dass uns vor diesem Bild ein Unendlichkeitschauer überkommt und wir mit den Griechen empfinden: «Pantarrhei», alles ist Bewegung. Ja, Leben ist Bewegung, flutartige rhythmische Bewegung, ein ewiges wellenhaftes Auf und Ab über dem Dunkel der schöpferischen Tiefe.

Marcel Fischer, Zürich.

Das Lied vom Kreuz

Lasst uns vom Banner singen!
Es hebt die roten Schwingen
Zu adlerstolzem Flug.
Dem Kreuz in seiner Mitten
Sind all wir nachgeschritten
In manchem Freudenzug.

Und steht ob unserm Heere
Das Kreuz in Schicksalsschwere
So spricht zum Arm das Herz:
Wir werden es begleiten,
Und, trifft es uns zu streiten,
Treu schützen allerwärts.

Vor Tod kann niemand feien,
Einst lichten sich die Reihen,
Wir treten aus der Bahn
Und formen neue Scharen,
Die still zum Frieden fahren,
Zum andern Kreuz hinan.

O, Schweiz, in deinem Zeichen
Möcht' ich dereinst erbleichen,
Es sei im Schlaf, im Streit.
Gott, lass ein Stern mich werden
Zu schau'n, wie hier auf Erden
Mein Vaterland gedeiht.

Georg Thürer, St. Gallen [1]).

Ueber die Krise der Kultur

Dass wir uns in einer Krise befinden, wissen heute schon die Wildesten der Wilden. Es handelt sich aber nicht nur um eine wirtschaftliche, sondern auch um eine geistige Krise. Ideen, die zuvor sicherer Besitz waren, kommen ins Wanken; ein allgemeiner Schwund von Ideengütern ist eingetreten, und das ist mindestens so erschreckend als die Krise im Wirtschaftsleben. Von dieser *geistigen* Krise ist im folgenden Aufsatz die Rede auf Grund eines Vortrages, den *Albert Schweitzer* vor kurzem in Zürich gehalten hat. Seine Fragestellung lautete: Krise oder Untergang der Kultur? Albert Schweitzer versteht unter Kultur: dass wir durch Ideale, die wir über die Tatsächlichkeit stellen, die letztere umgestalten. *Kultur ist Schöpfertum des Geistes im Hervorbringen des Geschichtlichen.*

Ein gewisser materieller Wohlstand ist als Grundlage der Kultur unbedingt erforderlich. Er braucht nicht gross zu sein, wenn er nur allgemein und sicher ist. Es handelt sich einfach darum, dass nicht mehr die ganze Zeit und Kraft zur Erhaltung der Existenz verwendet werden muss. Die Menschen müssen frei sein zum Schaffen geistiger Werte. Kultur setzt Freie voraus; wo die Freien abnehmen, ist die Kultur bedroht.

Das Geistige und das Materielle bedingen sich also gegenseitig; aber das Geistige ist entscheidend und dominierend. Wo Kulturgeist ist mit Kraftideen, da werden die materiellen Verhältnisse beeinflusst und verbessert, während eine Steigerung des Wohlstandes nicht unbedingt eine Steigerung der Kultur bedeutet.

Nun gehören zu einer Geistigkeit, die Kultur hervorbringen soll, zwei Dinge: Das erste ist Welt- und Lebensbejahung. Das fehlte z. B. im indischen Denken bis vor kurzem. Man beschränkte sich dort auf Selbstvervollkommnung in völliger Weltabgewandtheit und brachte deshalb keine Kultur hervor in unserem Sinne. Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts regt sich in Indien eine der unseren ähnliche Welt- und Lebensbejahung, und damit erwacht auch nach und nach das Interesse an der Umgestaltung des Tatsächlichen, erwacht der Kulturwille (Tagore, Gandhi). — Das zweite aber ist, dass diese Welt- und Lebensbejahung bestimmt werde durch die Ethik. Nur ethischer Fortschrittswille ist imstande, Kulturideale zu verwirklichen. Ethik ohne Lebensbejahung ist kraftlos, und Lebensbejahung ohne Ethik ist blind. Beide gehören zusammen. Nur ethische Lebensbejahung schafft Kultur. Das beweisen die drei allgemeinen Kulturen der bisherigen Geschichte: die chinesische, die zarathustrische und die abendländische.

In dieser letztern haben wir zu unterscheiden die antike und die neuzeitliche Kultur. Die Antike ist als unvollständig anzusehen. Es fehlt ihr der nötige Fortschrittswille, und auch das Ethische ist nicht in genügender Stärke vorhanden. Man hält sich in allem, auch in der Kulturphilosophie, durchaus an das Bestehende, und die Idee der Liebe fehlt vollständig.

Dagegen zeichnet sich das neuzeitliche Denken aus durch grandiosen Fortschrittswillen; auch wirken in ihm starke ethische Kräfte. Träger dieses Denkens sind die unverbrauchten Völker, die am Ausgang des Mittelalters zu sich selber kommen, ihrer Schaffenslust freien Lauf lassen, zugleich aber das Christentum annehmen und, nachdem sie demselben von ihrer Weltbejahung aus eine neue Deutung gegeben, dessen ethische Ideale einbauen in ihren Fortschrittswillen. Da setzt eine gewaltige Umgestaltung der Wirklichkeit ein. Man fängt sich an aufzulehnen gegen Aberglauben und Ungerechtigkeit; allmählich und unmerklich vollzieht sich eine ungeheure Reform, und so entsteht unsere Kultur.

Die aber ist jetzt ins Wanken gekommen. Warum?

Die Hauptursache liegt im *Zusammenbruch der ethisch-lebensbejahenden Weltanschauung*, die sie geschaffen hat. Diese Weltanschauung war nicht reine Erkenntnis; sie war auf Tradition und Glauben gebaut. Tradition und Glauben aber wurden mehr und mehr erschüttert durch die heraufkommenden Naturwissenschaften. Die naturwissenschaftliche Denkweise lähmte das Ethische; die ethischen Ideale verloren ihre Macht über die Geschichte, und wenn auch der Fortschrittswille zunächst noch in Kraft blieb: es begann ein Niedergang der Kultur. Denn aus blossem Fortschrittswillen sich ergebende Kultur, in der das

[1]) Bei einer Preisausschreibung um eine Vaterlandshymne erhielt dieses Lied, das wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers veröffentlichen, den 2. Preis.

Ethische keine Rolle spielen soll, ist schlechterdings unmöglich.

Auf den Verlust des Ethischen folgte für den «modernen Menschen» auch der Verlust der Autorität des Vernunftgemässen. Der Mensch des 18. Jahrhunderts glaubte an die Macht des Denkens; er glaubte, durch Ideen die Wirklichkeit verbessern zu können. Diese Ueberzeugung fehlt vielen heutigen Menschen. Der moderne «Intellektuelle» ist Anti-Intellektualist und betrachtet das als eine Stärke. In Wirklichkeit liegt eine Herabminderung des Wertes der Geistigkeit vor.

Das zeigt sich z. B. daran, dass der Aberglaube wieder mächtig sein Haupt erhebt und gesellschaftsfähig wird. Der vorhandene Kulturrest oder die Kulturlosigkeit eines Landes lassen sich geradezu messen an dieser Gesellschaftsfähigkeit des Aberglaubens. Die Schweiz erscheint nach dieser Beurteilung noch als kleine Kulturinsel.

Mit dem Anti-Intellektualismus hängt auch das Revolutionäre des «modernen Menschen» zusammen. Alle Werte der Vergangenheit werden verleugnet und verachtet.

Ferner der Hang zum Extremen. Es wird in Extremen gedacht; Extreme setzen sich heute durch, während mittlere Ansichten mehr und mehr verdrängt werden. Im öffentlichen Leben wirkt sich diese Tatsache aus in einer tragischen Weise. Und in allen Teilen liebt der «moderne Mensch» das Extravagante. Er hat keinen Sinn mehr für Ebenmass, weder im Denken, noch in der Politik, noch in der Mode.

Und wie steht es nun mit der Schöpfungsfähigkeit des «modernen Menschen»? —

Nachdem er auf das Denken keinen Wert mehr legt, wo findet er die gestaltenden Kräfte der Zukunft? — Unter dem Einfluss der Naturwissenschaften erklärt er, diese Kräfte seien «naturhaft» gegeben, sie walten in den Dingen selbst und bewirken den Fortschritt von sich aus. Das wahre Wesen des Menschen, behaupten moderne Philosophen, liege im Unbewussten, Instinktmässigen. Von Ideen aus die Geschichte schaffen zu wollen, sei Naivität. Es handle sich darum, diese im Unbewusstsein wirkenden Naturkräfte zu erlauschen und in ihrem Sinne «schöpferisch» zu sein. Der «Mechanismus des Fortschritts» wirke im Geschehen selbst.

Der erste, der diese Theorie des immanenten Fortschrittes gepredigt hat, war Hegel. Durch Karl Marx hat sie ungeheure Bedeutung erlangt im öffentlichen Leben. Heute ist sie populär.

Indem wir uns aber auf das Naturhafte verlassen, entsagen wir dem Schöpferischen; denn es gibt keine Schöpfung ohne Ideen. Und die Geschichte wird zu einem Naturprozess, den wir nur noch erdulden können. Die Naturhaftigkeitsromantik unserer Zeit ist das Eingeständnis des Nicht-mehr-schöpferisch-sein-Wollens und -Könnens. Hegel beherrscht unsere Zeit.

Wieder gilt es, hinter dieser Erscheinung den Einfluss des naturwissenschaftlichen Denkens zu sehen. Dessen Evolutionsidee ist übertragen worden aus dem Gebiet der Naturgeschehnisse in das der Geschichte. Der Unterschied von Geschichte und Naturgeschehen ist verwischt worden. Hier und dort, sagt man, lebt sich das Leben einfach aus, wie es seinen Naturkräften nach sich ausleben muss. Ein gewisser Fortschritt ist zwar dabei vorhanden: Fortschritt zu immer höherem Leben; aber dieser Fortschritt *kümmert sich nicht um die menschlichen Gedanken und kümmert sich nicht um die einzelnen Individuen:* Er geht seinen notwendigen Gang über das Schwache und Niedrige hinweg zum Starken und Höheren. Das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, dem die Fürsorge gerade für die von der Natur Benachteiligten ein Bedürfnis war, es wird jetzt als Sentimentalität verachtet und ersetzt durch jenes unethische Ideal des Uebermenschen, das Friedrich Nietzsche prophetisch und mit gewaltigem Pathos verkündet hat. Er dachte sich die Verwirklichung des «höheren Lebens» individualistisch; man kann sie sich aber auch kommunistisch denken, wobei an Stelle einzelner «Uebermenschen» ein «Uebervolk», eine «Uebermenschheit» tritt. Nietsche wird so zum Schrittmacher des kommunistischen Zukunftsideals.

Solch zaubrische Macht hat heute diese Ideologie des höheren Lebens erlangt, dass man nicht einmal mehr fragt, ob dieses höhere Leben ein Glück für uns sei oder nicht; man erklärt es einfach für Schicksal. Das ist unheimlich, und es ist leicht zu sehen, wie diese Vorstellung eines dunklen, unfassbaren Schicksals die Empfindung tragischen Geschehens in sich trägt. Diese Empfindung schwebt z. B. deutlich über dem ganzen Werk Oswald Spenglers, der die Psyche unserer Zeit vielleicht doch am klarsten erkannt hat. Und immer mehr beherrscht sie uns. Damit aber erlahmt schliesslich der Fortschrittswille. Man glaubt wohl noch an seinen Fortschritt des Wissenschaftlich-Technischen — an einen Fortschritt im geistigen Sinne glaubt man im Grunde nicht mehr.

Losgelöst vom Ethischen und losgelöst vom Fortschrittsglauben hält es aber die Welt- und Lebensbejahung auf die Länge nicht aus; sie fällt und schwindet. Bereits geht durch die Philosophie, die immer das Kommende vorausnimmt, ein auffallend müder Zug. Heideggers «Existentialphilosophie» stellt den Menschen nicht mehr als Wirkenden in Zeit und Gesellschaft hinein; sie lässt ihn bloss noch über die Bedeutung seiner Existenz nachgrübeln. Und in erschreckender Weise kehren zwei Namen immer wieder, die für diese müde, grüblerische Haltung kennzeichnend sind: Kierkegaard und Plotin. — Noch ist Lebensbejahung vorhanden; wir können sie aber nicht mehr denkend begründen, und darum lässt sich überall ein Nachlassen der Energie feststellen.

Wie sollen aber von solch müder Weltanschauung aus *die drängenden Probleme der gegenwärtigen Weltsituation* gelöst werden? — Die Maschine hat die Menschheit vor Aufgaben gestellt, die ohne ethische Vernunftideale unlösbar sind. Auf der einen Seite Abhängigkeit von ihr, und damit Loslösung von der Erde und Arbeitslosigkeit. Auf der andern Seite eine Macht durch sie, der der Mensch geistig gar nicht mehr gewachsen ist, und die darum zu einer Macht der Vernichtung wird, der gegenüber der Mensch nichts mehr zu tun weiss, als dass er sich durch grenzenlose finanzielle Opfer davor zu schützen sucht, was ihn wiederum ruiniert. Die römische Kultur ging zum grossen Teil an den nicht bewältigten wirtschaftlichen und sozialen Problemen des geschaffenen Weltreiches und vor allem an seinen Rüstungen zugrunde. Unsere wirtschaftlichen und sozialen Probleme und unsere Rüstungen sind viel unheimlicher als die römischen. Die Römer rüsteten gegen die Barbaren; wir sind einander selber zu Barbaren geworden und leben in beständiger Angst einer vor dem

andern. Angst beherrscht unser Dasein: Angst vor dem andern, und Angst vor dem sinnlosen Geschehen überhaupt. — Was ist zu tun?

Vor allem gilt es zu erkennen, dass ein tiefer Unterschied besteht zwischen Naturgeschehen und Geschichte. In der letzteren haben zu walten ethische und vernunftgemäss wirkende menschliche Ideen. Unsere Kultur ist entstanden aus Welt- und Lebensbejahung ethischer Art. Diese ethische Weltanschauung ist zusammengebrochen; damit droht auch die Kultur zusammenzubrechen. Sie kann aber gerettet werden, wenn es gelingt, eine *neue Geistigkeit* zu erschaffen. Wir müssen verzichten auf «naturhaftes» Schaffen. Wir können gar nicht schaffen wie die Natur; sie schafft aus inneren Kräften, die uns verborgen sind. Wir können nur schaffen aus Gedanken, und die sind vernunfthafter und ethischer Art. Aus dem, was wir in unserem Denken finden, müssen wir Geschichte machen. Dann sind wir natürliche Menschen; in Naturhaftigkeit schaffen wollen, ist unnatürlich.

Und Albert Schweitzer glaubt an die Erneuerung des Geistes. Die ältere Generation hat der Jugend noch manch Wertvolles zu geben aus der von ihr noch erlebten Kultur. Die Jugend aber wird den Weg finden von der Verleugnung der Vergangenheit zu neuer Wertschätzung ihres Guten, und sie wird einsehen, dass nicht Revolution, sondern nur Evolution, Erhaltung und Weiterführung, dauernd Neues zu schaffen vermag. Aus erneutem Geiste und tiefster Humanitätsgesinnung muss versucht werden, neue Kultur zu schaffen.

Otto Müller.

Schweizerische Bewaffnung zur Zeit der Mailänderfeldzüge

Seit ihrem ersten Auftreten am Morgarten wiesen sich die Eidgenossen als tüchtige und geübte Krieger aus. Die Freiheitskämpfe mit ihrem Abschluss bei Sempach 1386 zeigten Europa, dass hier eine neue Kriegführung im Entstehen begriffen war. Die Hauptwaffe der Eidgenossen war im ganzen 14. Jahrhundert eine in den Urkantonen zuerst in Anwendung gekommene Waffe, die man damals ausserhalb der Eidgenossenschaft nicht kannte: Die Halbarte (Halm-Stange, Stiel und Barte-Beil); sie war eine ausgesprochene Offensivwaffe, die mit beiden Händen zum wuchtigen Hieb und zum scharfen Stoss zu Angriff und Verteidigung gleichermassen geführt werden konnte. Der langdauernde «alte Zürichkrieg» um die Mitte des folgenden Jahrhunderts vervollkommnete das Kriegswesen der Eidgenossen in hohem Masse. Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts war die Halbarte die führende Waffe. In günstigem Gelände konnten auch die bestausgerüsteten Ritterheere, wie das Beispiel von Laupen 1339 und dann Sempach beweist, überwunden werden. Zur Zeit der Freiheitskämpfe der Appenzeller treffen wir auf eine andere Waffe, die dann den Kriegsruhm der Schweizer als des ersten Fussvolks Europas begründete, den «langen Spiess». Die noch erhaltenen Langspiesse aus dem 15. und 16. Jahrhundert messen 480 bis 540 cm. Im erwähnten Zürichkrieg war ein Grossteil der Mannschaft bereits damit ausgerüstet. Die Halbarte trat an die zweite Stelle. Neben der Halbarte standen bei einzelnen Orten noch andere Stangenwaffen im Gebrauch, die ebenfalls zweihändig geführt wurden, so der «Luzernerhammer» und die Fußstreitaxt, die «Mordaxt». Die sogenannten «Morgensterne» waren nie schweizerische Ordonnanzwaffen, sie wurden erst im 17. Jahrhundert als Landsturmwaffen gebraucht. Der Langspiess in geübten Händen vereitelte jeden Angriff der seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in vollständige Plattenharnische, «Stahlgewand», gehüllten schweren Reiterei. In den Burgunderkriegen, 1474 bis 1477, war beinahe die Hälfte der Mannschaft damit ausgerüstet, der Anprall der burgundischen Reiterei scheiterte an der undurchdringlichen Langspiessmauer. Im Schwabenkrieg 1499, welcher der Eidgenossenschaft die Loslösung vom deutschen Reiche brachte, verschob sich das Verhältnis der Infanteriewaffe endgültig zugunsten des Langspiesses; die Halbartierer bildeten nur noch ein Drittel des Gewalthaufens. Dieses Verhältnis blieb im ganzen 16. Jahrhundert so.

Es ist keineswegs gleichgültig und für den Verlauf eines Feldzuges von wesentlicher Bedeutung, wie die Bewaffnung jeweilen aussah. Leider ist die Kenntnis der Bewaffnung unserer Altvordern noch nicht allgemein durchgedrungen und doch ist sie unbedingt notwendig zum Verständnis der Schweizergeschichte.

Die Tradition der vorhergegangenen Kriege, die fleissige Waffenübung zu Hause, die gute militärische Ausbildung und Führung schufen bei den Eidgenossen festgefügte Heereseinheiten mit einer für jene Zeit ungewöhnlich gleichmässigen Ausrüstung und Bewaffnung. Nur so war es möglich, dass zu Anfang des 16. Jahrhunderts in den Ennetbirgischen Feldzügen, den Mailänderkriegen, die Schweiz für kurze Zeit die Rolle einer europäischen Grossmacht spielen konnte.

Die damalige taktische Ordnung war der Geviert-haufen, der sich beim Klang der Trommeln und Pfeifen im Gleichschritt regelmässig und in strammer, wohl ausgerichteter Ordnung vorwärtsbewegte. Er bildete ein manövrierfähiges bewegliches Ganzes. Mochte auch das Geschütz der Gegner Furchen in den Haufen reissen, die Reihen schlossen immer wieder auf und kehrten dem Feind die eisenstarrenden Spiesse, den «Igel», zu. Die Halbartierer standen jetzt im inneren Viereck. Wenn die Schlachthaufen aneinandergeraten waren, musste es sich erweisen, von welcher Seite der «Druck» gewonnen wurde. Jene Truppe, welche besser diszipliniert war, und deren Ordnung sich auch im wildesten Handgemenge nicht zerspalten liess, war Sieger. Im Moment der Erschütterung des einen Schlachthaufens brachen die leichter beweglichen Halbartenträger durch von den Spiessern aufgemachte Lücken in den wankenden Gegner ein und besiegelten dessen Niederlage. So bewahrte, trotzdem der Langspiess von 1500 an die Hauptwaffe der Eidgenossen geworden war, die Halbarte im Nahkampf immer noch ihren alten Wert. Bereits im Schwabenkrieg hatte das feindliche Fussvolk, die Landsknechte, dann später die Spanier, Franzosen und Italiener den Langspiess von den Schweizern übernommen; aber einzig die deutschen Landsknechte zeigten sich ihren Lehrmeistern ebenbürtig.

Zu den Angriffswaffen gehörte, ausser den erwähnten Stangenwaffen, das Schwert in seinen verschiedenen Formen zur Bewaffnung jedes Fussknechts. Es wurde je nach Zweck und Bedürfnis umgestaltet und verändert. Während das Schwert des Fussknechts im 15. Jahrhundert sich von ritterlichen nur durch die verkleinerte Form unterschied, schufen sich die Eidgenossen als das ausgesprochenste Fussvolk jener Zeit verschiedene, von den gewöhnlichen abweichende neue

Schwertgestaltungen, welche anderswo bis dahin völlig unbekannt waren. Aus der Fortbildung des Schwertes zu «Anderthalb Hand», das zu Hieb und Stoss einhändig oder mit Zuhilfenahme der Linken geführt werden konnte, entstand der «Zweihänder», der die Kraft beider Arme in Anspruch nahm. Die bei ihrem Auftreten in der zweiten Hälfte des obgenannten Zeitraums feldtüchtige neue Waffe nahm später immer grössere Dimensionen an; diese Unhandlichkeit und übertriebene Rauminanspruchnahme im Gefecht liess den Gebrauch des Zweihänders nie allgemein werden; schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde er nur noch als Spezialwaffe verwendet. Neben der gewöhnlichen geraden Klinge kommt auch eine geflammte, mit engeren oder weiteren gewellten Biegungen vor, ein solcher Zweihänder wurde «Flamberg» genannt.

Eine besondere schweizerische Waffe war der «Schweizerdegen». Eine handliche Wehr von mässiger Länge, die für das Handgemenge bestimmt war. Das gleiche gilt für einen kurzen Dolch mit breiter Klinge, «Schweizerdolch» genannt.

Im Gegensatz zu den obigen «Trutzwaffen», die in der Hauptsache zum Angriff dienten, suchte sich der Krieger durch «Schutzwaffen» zu decken. Wohl im ganzen 14. Jahrhundert bis tief ins folgende hinein blieb das Ringpanzerhemd, meist über einem Lederwams getragen, die Hauptschutzwaffe. Den Kopf deckte damals die Beckenhaube, später der bequemere Eisenhut mit breitem Rand und die «Schallern» oder «Salade» mit ihrem nach hinten ausladenden Nackenschutz und einer trefflichen Deckung des Gesichts. Visierhelme wurden vom Eidgenössischen Fussvolk nicht getragen. Dieser Kopfschutz wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch die «Sturmhaube» abgelöst.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts ist in Europa der ritterliche Plattenharnisch, der «ganze Harnisch» völlig ausgebildet worden. Die Eidgenossen als Fussvolk machten diese Entwicklung nicht mit, sie passten aber die neuen Schutzwaffen ihren Verhältnissen an. Nur die spärliche Reiterei der Eidgenossen schützte sich ebenfalls mit dem ganzen Harnisch. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts sehen wir als ersten den schweizerischen Fussknecht mit dem sogenannten «halben Harnisch» bewaffnet. Er bestand aus einem Halskragen, der «Halsberge», über den dann ein Brust- und Rückenstück angezogen wurde. Am Bruststück waren die Bauchreifen angebracht und an diesen die Beintaschen, welche die Oberschenkel schützten. Die Achseln deckte ein Geschübe, das bis gegen die Ellbogen reichte. Dazu kam die Sturmhaube mit Nacken-, Augenschirm und Wangenklappen. Nur die Langspiesser in den beiden vordersten Gliedern trugen zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein vollständiges Armzeug mit Eisenhandschuhen, ein System von Röhren und Geschieben mit Ellbogenkacheln. Die Form des Bruststücks passte sich den entgegentretenden Stangenwaffen an, welche sie ablenken sollten, die verschiedenen Formen dienten auch zum Unwirksammachen einer aufschlagenden Kugel der Handpulverwaffen.

Zur Zeit der Mailänder Feldzüge trug man die sogenannte «geschiftete» gotische Brust, die aus zwei beweglichen Teilen bestand und von dieser ging man zur sogenannten «Kugelbrust» über, deren Konstruktion das Abgleiten der Stosswaffen und der Kugeln der Handpulverwaffe ermöglichte. Neben der kugeligen Form des Bruststücks wurde letzteres auch «geriffelt», mit Kannellierungen versehen, die dem gleichen Zweck dienten. Alle Harnischformen, die uns oft sonderbar anmuten, haben immer einen bestimmten Zweck zu erfüllen; ausser dem direkten Angriff hatte der Harnisch seinen Träger gegen die Wirkung der Gewehre zu sichern. Die Harnische wurden derart gebaut, dass eine Kugel an ihren Flächen abgleiten sollte. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die Wirkung der Handpulverwaffen noch so schwach, dass ein guter Harnisch nicht durchschlagen werden konnte. Neben dem «halben Harnisch» wurde das alte Panzerhemd dem Plattenharnisch angepasst, man trug auch blosse Bruststücke oder nur Ringpanzerkrägen. An Stelle der Sturmhaube bedeckte oft ein gewöhnliches Barett den Kopf. Im Gevierthaufen kam es oft vor, dass die hinteren Glieder der Langspiesser überhaupt ohne Schutzbewaffnung waren; auch die Halbartierer führten meist nur Brust und Rückenstück.

Die wenigsten dieser Schutzwaffen wurden im Inland hergestellt, da die Eisenerzeugung im Gebiete der damaligen Eidgenossenschaft nur unbedeutend war. Immerhin finden wir in den grösseren Städten «Plattner», die wohl auch einzelne neue Stücke schufen, im ganzen aber mehr die ständig nötigen Reparaturen zu besorgen hatten. Die meisten Harnische wurden aus Deutschland, Nürnberg und Augsburg und aus Italien, Mailand bezogen. Während früher für den wehrfähigen Eidgenossen die Pflicht bestand, einen Harnisch zu halten, übernahm zu Beginn des 16. Jahrhunderts bei dem grossen Verbrauch der Schutzwaffen die Regierung der einzelnen Orte die Beschaffung der nötigen Harnische, die in den Zeughäusern magaziniert wurden. Durch die allgemein übliche Harnischschau, durch die Harnischrödel und Mannschaftsverzeichnisse erfolgte eine jährliche Kontrolle.

Die Schutzwaffen sind immer durch die Entwicklung der Trutzwaffen bedingt gewesen. Schon zur Zeit des Schwabenkrieges hatten die deutschen Landsknechte von den Schweizern Langspiess, Halbarte und den «halben Harnisch» angenommen. Die Bewaffnung der Gegner vervollkommnete sich gerade zur Zeit der Mailänder Feldzüge in hohem Masse. Auch die Landsknechte führten Spezialwaffen; dem Schweizerdegen trat eine Kurzwehr mit breiter Klinge, der sogenannte «Katzbalger», entgegen und dem Schweizerdolch eine schmale und feste Stosswaffe, der landsknechtische Dolch.

Ihre Erfolge hatten also die Eidgenossen nicht der Ueberlegenheit ihrer Bewaffnung zu verdanken, sondern der Tüchtigkeit des einzelnen, dem unbedingten Gefühl der Zusammengehörigkeit der Stände, die unter ihrem Panner fochten, dann der guten Führung, die ein taktisches Zusammenhalten auch in schwierigen Situationen ermöglichte und in der ständigen Ausbildung der kriegsgewohnten eidgenössischen Heerhaufen.

Das altschweizerische Geschützwesen und seine Entwicklung können wir hier nur streifen, sofern es mit den ennetbirgischen Feldzügen zusammenhängt. Die schweizerische Artillerie hielt mit der ihrer Nachbaren seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Schritt. Der Schwabenkrieg zeigte die eidgenössischen Geschütze auf der Höhe ihrer Zeit, doch das beste Material, das in den schweizerischen Zeughäusern zu Beginn des 16. Jahrhunderts in grosser Zahl und guter Qualität aufgestapelt war, nützte in den italienischen Feldzügen sehr wenig; die den Eidgenossen zur Verfügung stehenden Alpenpassübergänge liessen bei der damaligen Be-

schaffenheit der Strassen, den Gotthardpass inbegriffen, den Transport schwerer Belagerungs-, ja sogar der grösseren Feldgeschütze nicht zu. Man konnte nur das allerleichteste Feldgeschütz, «Falkonen, Falkonette», den über den Gotthard ziehenden Truppen mitgeben. Wohl besassen die Eidgenossen in Giornico ein Zeughaus mit Artillerie schweren Kalibers, die sie ihren Gegnern in Italien abgenommen hatten. Eine gemeinsame Giesshütte in den ennetbirgischen Landvogteien wurde, hauptsächlich aus finanziellen Gründen, aber auch aus verwaltungstechnischen, nie geschaffen. Die Schweizer verliessen sich in Italien auf die Wucht des Angriffs ihrer Gevierthaufen, obwohl die vorhandenen kleinen Kaliber im Gefecht immer voll ausgenützt wurden. Der Mangel an Artillerie bedingte schliesslich die Niederlage von Marignano.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ist die Armbrust als Fernwaffe ausser Gebrauch gekommen, da ihre Bolzen gegenüber dem vervollkommneten Harnisch wirkungslos waren. Die allmählichen Fortschritte in der Handpulverwaffentechnik führten dann zur Aufstellung einer eigentlichen mit den sogenannten «Handbüchsen» ausgerüsteten Truppe, den «Feuerschützen». Jeder Stand hatte solche modern bewaffneten Schützen, die unter eigenem Kommando mit dem Schützenfähnlein ins Feld zogen. Die Schützen spielten in der Ordnung des Gevierthaufens eine bedeutende Rolle. Sie waren an seinen Flügeln aufgestellt; eine Entscheidung brachten sie aber nirgends. Sie bewährten sich vorzüglich bei der Verteidigung fester Plätze und Feldstellungen. Die italienischen Feldzüge sind durch die mit Langspiess und Halbarte bewaffnete Infanterie durchgeführt worden. Ihre Gegner waren mit Handpulverwaffen bedeutend besser ausgerüstet und auch die taktische Verwendung dieser Waffe war der der Eidgenossen überlegen.

Unsere schweizerischen Bilderchroniken, hauptsächlich die Chronik des Luzernes Diebold Schilling, vollendet 1513, geben uns ein genaues Bild der damaligen schweizerischen Ausrüstung und Bewaffnung. Auch die Chronikbände Werner Schodolers von 1515, die schweizerischen Illustrationen in Holzschnitt und Kupferstich im gleichen Zeitraum, zeigen uns die eidgenössischen Schutz- und Trutzwaffen in authentischen Bildern. Auf sie muss auch ein moderner Künstler zurückgreifen, wenn er im Bilde die alten Zeiten wieder erstehen lässt.

Ich möchte hier auf das schweizerische Schulwandbilderwerk hinweisen, das uns Bilder zur schweizerischen Kulturgeschichte gibt, so auf den «Söldnerzug» des Basler Malers Burkhard Mangold. Das Bild sollte eigentlich nicht Söldnerzug benannt werden, da ja zur Zeit der Mailänder Feldzüge die Eidgenossen in eigener Sache, wenigstens bis Marignano, fochten, sondern eher Zug der Eidgenossen gen Mailand.

Dr. *E. A. Gessler.*

Zug über die Alpen

Das Bild von Burkhard Mangold führt uns in die Epoche der grössten kriegerischen Machtentfaltung der alten Eidgenossenschaft, ins Zeitalter der Mailänder Kriege. Mit den gewaltigen Kämpfen um das Herzogtum Mailand erreicht die *ennetbirgische Politik* der Eidgenossen ihren Höhepunkt. Ein Jahrhundert kühnen Ausgreifens über die Alpen endigt 1515 zwar mit einer Niederlage auf dem Schlachtfeld; die Eroberung des Tessins und der Talschaften Veltlin und Cleven sind indessen der bleibende Gewinn der vorausgegangenen militärischen Anstrengungen.

I. Solddienst.

Diese Epoche ist im weitern gekennzeichnet durch das Ueberhandnehmen des *Reislaufs.* Wohl ist der Solddienst eine Erscheinung, die wir bis in die Anfänge der Eidgenossenschaft zurückverfolgen können [1]; allein seit den Kämpfen gegen Karl den Kühnen, die dem Kriegsruhm und der Kriegslust der Schweizer einen mächtigen Auftrieb gaben, nimmt der Dienst im Solde fremder Herren einen grössern Umfang an und wird bis ins 19. Jahrhundert hinein zu einer ständigen schweizerischen Einrichtung.

Die mächtigsten Fürsten Europas waren bestrebt, sich durch Bündnisse und Soldverträge der kriegerischen Kraft der Eidgenossen für ihre dynastischen Eroberungskriege zu versichern. Am 18. Oktober 1479 schloss beispielsweise Papst Sixtus IV. mit 10 eidgenössischen Orten eine Vereinbarung auf Lebenszeit ab, die als Muster eines *Soldvertrages* bezeichnet werden kann. Wenn der Papst der heiligen Kirche oder des Glaubens wegen Hilfe begehrt, heisst es darin, so sollen die Eidgenossen ihm Knechte zulaufen lassen, es sei denn, sie brauchten solche in eigenen Angelegenheiten. Mit der Zahl, die sie ihm jeweilen gewähren, muss er sich begnügen und es ist ihm nicht gestattet, diese Mannschaft in Seegefechten zu verwenden. Jeder Fußsoldat soll vom Tage der Abreise bis zur Heimkehr monatlich 5 rheinische Gulden (nach heutigem Geldwert gut 50 Fr.), jeder Reiter das Doppelte an Sold erhalten. Ueberdies hat der Papst, so oft er Zuzug begehrt und solange der Dienst der Knechte dauert, jedem eidgenössischen Ort jährlich 1000 Dukaten (heute ca. 15 000 Fr.) zu überweisen.

Aehnliche Verträge gingen die Eidgenossen in der Folge auch mit andern Fürsten ein. Neben den vertraglich festgesetzten *Jahrgeldern* (Pensionen), die den Orten (Kantonen) als solchen zufielen, flossen in die Taschen der regierenden Häupter noch reichliche Privatgeschenke und heimliche Jahrgelder. Solche Käuflichkeit musste mit der Zeit die Ehre der Regierenden und ihres Landes gefährden. Ausserdem wuchs unter den gemeinen Söldnern die Zügellosigkeit. Wie ein urgewaltiger Trieb ergriff der «Reislauf» die Jugend des Volkes. Es wurde Gewohnheit, dass einzelne oder ganze Scharen auf eigene Faust über die Grenze liefen (auf die «Reise» = in den Krieg), um im Solde irgendeines Fürsten, unbekümmert um bestehende Verträge, ihre wilde Kriegslust auszutoben. Seit die Burgunderbeute Verschwendungssucht und üppiges Leben auch im Volke verbreitet hatte, gaben sich die Jungen mit dem kärglichen Ertrag der heimatlichen Scholle nicht mehr zufrieden. Waffenruhm, Beute und ungebundenes Leben «lockten bei jeder Gelegenheit die junge Mannschaft vom Pfluge und vom Herde in die weite Welt» (Dierauer).

Keiner hat es in jener Zeit so gut verstanden, aus der Politik ein Geschäft zu machen, wie *Hans Waldmann.* Seine undurchsichtigen Beziehungen zu fremden Fürsten waren denn auch mit ein Anlass zu seinem tragischen Ende. Als im Frühjahr 1487 Luzerner, Unterwaldner und Zuger Freiwillige den kriegerischen

[1] 1240 treffen wir eine Abteilung Schwyzer im Heere des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. vor Faenza in Oberitalien, und 1289 begleiten wiederum schwyzerische Söldner den König Rudolf von Habsburg auf einem Feldzug in Hochburgund.

Bischof von Sitten, Jost von Silenen, und seine Walliser in einer Fehde mit dem Herzog von Mailand unterstützten und am 28. April bei Domodossola eine Niederlage erlitten, war man im Wallis und in Luzern überzeugt, dass Waldmann dem Herzog von Mailand um Geld die Absichten seiner Widersacher verraten habe. Dem Luzerner Söldnerführer Frischhans Teiling hat der Schimpf, Waldmann sei ein Bösewicht und Verräter, noch im gleichen Jahre den Kopf gekostet; die Ehre des Zürcher Bürgermeisters aber war damit nicht gerettet.

Wohl gab es in jener Zeit schon verantwortungsbewusste Männer, die erkannten, dass die immer mehr überhandnehmende Unsitte, politischen Einfluss und militärische Kraft in Geld umzusetzen, dem Lande grosse Gefahren bringen musste. Schon 1474 hatten acht eidgenössische Stände ein Verkommnis geschlossen, das ihren Angehörigen verbot, vom Herzog von Oesterreich irgendwelche Geschenke, «*Miet und Gaben*» anzunehmen. Jedoch das Uebel sass schon zu tief. Es bedurfte einer religiösen Erweckung des Volkes, die die Gewissen aufrüttelte, um hier, leider nur vorübergehend, Wandel zu schaffen.

Wenn unser Bild die Bezeichnung «Söldnerzug» trägt, so erfordert dies eine Klarstellung. Von den zahlreichen Feldzügen der Schweizer über die Alpen sind die meisten keine «Söldnerzüge» im eigentlichen Sinne des Wortes. Wo es sich um eigene Unternehmungen der Eidgenossen handelte, setzten sich ihre Heere aus den von den Regierungen aufgebotenen Kontingenten zusammen; freilich schlossen sich diesen Truppen gewöhnlich auch noch Freiwillige an. Die Ausrüstung der aufgebotenen Truppen unterschied sich aber sozusagen in nichts von derjenigen der Krieger, die um Sold den fremden Fürsten zuliefen, höchstens dass diese letztern sich etwa durch hoffärtigeren Putz auszeichneten. Wir dürfen demnach das Bild Burkhard Mangolds als eine in allen Einzelheiten getreue Wiedergabe eines Kriegerzuges im Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnen [2]).

II. Kriegs- und Handelswege.

Wir stehen am Eingang eines engen, felsigen Alpentales. Der mit groben Steinen gepflästerte *Saumpfad* überschreitet auf einer *Jochbrücke* den aus der Schlucht herausstürzenden Bergbach und windet sich den turmhohen, grauen Felsen entlang durch den Engpass hinauf. Wo die Felswände fast senkrecht zum Fluss abfallen, musste der Weg in den Felsen hinein gehauen werden. Wir denken unwillkürlich an den *alten Gotthardweg* durch die Schöllenen.

Die schwierigste Stelle des Wegbaues ist unserm Blick entrückt. Keine Chronik und keine Urkunde hat uns den Namen jenes Schmieds von Göschenen überliefert, dem das erstaunliche Wagnis gelang, den schroff ansteigenden Kilchberg, wo heute das Urnerloch der Gotthardstrasse den Zugang zum Urserental öffnet, hoch über der wild schäumenden Reuss durch einen hängenden Holzsteg zu umgehen.

Seit die Saumrosse mit polternden Hufen ihre Last über den «*stiebenden Steg*» tragen, ist der Gotthard zu einem der meist begangenen Alpenpässe geworden. Die Erschliessung dieser besonders auch militärisch wichtigen, weil kürzesten Route zwischen Basel und Mailand ist mindestens in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückzuverlegen; ja, die neueste Geschichtsforschung glaubt Anhaltspunkte zu haben, nach denen die Schöllenen schon zur Römerzeit begangen wurde.

Unter den schweizerischen Alpenübergängen war im Spätmittelalter neben dem Gotthard noch der *Septimer* für den Handelsverkehr von grösserer Bedeutung, vor allem deshalb, weil auf seinen Zufahrtsrouten die *Schiffahrt* genützt werden konnte: Aare—Limmat—Zürichsee—Maag—Walensee auf der Nordseite und der Comersee auf der Südseite. In ähnlicher Weise ist auch der Gotthardweg begünstigt.

Noch heute kann man im Urnerland den *alten Saumpfad* verfolgen. Er führte von Flüelen über Altdorf, Attinghusen, Erstfeld, Amsteg, Ried, Meitschlingen nach Göschenen. Ueber seinen Verlauf vom Urserental zum Hospiz und nach Airolo fehlen genaue Anhaltspunkte. Von Airolo aus stieg der Weg den rechten Talhang hinauf nach Prato und Dalpe, hoch über der Piottino-Schlucht hin und dann steil hinunter nach Faido. Schon 1297 soll der Saumpfad stellenweise auf eine Breite von drei Meter mit Granitplatten belegt worden sein. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstand das *Hospiz* auf der Passhöhe. Den Reisenden zur Unterkunft dienten auch die «*Susten*» (Herbergen und Lagerhäuser) in Luzern, Brunnen, Flüelen, Silenen, Hospental. Besondere Säumerordnungen regelten den Warentransport. Eine solche Vereinbarung zwischen den Urnern und den Leuten von Urseren datiert z. B. vom Jahre 1363. In Flüelen, Airolo, Giornico und Bellinzona gab es *Säumerstationen* zum Auswechseln der Pferde. Ein reger Handelsverkehr entwickelte sich zwischen Italien und den Rheinlanden, ja bis nach Flandern und England. Der *Warentransport* brachte willkommenen Verdienst in die armen Bergdörfchen des obern Tessintales und des Urnerlandes. Spezereien, Südfrüchte, Reis, Oel, Feinleder, Wein und Seide kamen aus Italien über die Alpen; Wolle, leinene Tücher, Salz, Butter, Käse und Vieh wurden nach Süden geführt. Schon für das 14. Jahrhundert wird der jährliche Verkehr über den Gotthard in der guten Jahreszeit auf 16 000 Personen und 9000 Pferde berechnet.

Vergegenwärtigt man sich noch die militärische Bedeutung des Gotthardpasses, so wird man gewahr, wie die staatliche Entwicklung des Landes Uri und in gewissem Sinne die der Eidgenossenschaft schicksalhaft mit dieser Verkehrsader verknüpft ist. Uri erscheint denn auch als der eigentliche Urheber und Promotor der ennetbirgischen Politik der Eidgenossen.

III. Erste ennetbirgische Kriegszüge.

Schon 1331 zogen die drei Waldstädte und Zürich den Talleuten von *Urseren* zu Hilfe gegen die Bewohner von Livinen und Domodossola, die den Verkehr an der Gotthardstrasse störten. 1403 rückten Urner und Unterwaldner über den Gotthard, angeblich weil Händler aus den beiden Ländern auf dem Viehmarkt von Varese beleidigt worden waren, und noch im gleichen Sommer schwuren die Leute von *Livinen* denen von Uri und Obwalden Gehorsam. Das war der Anfang der Eroberung des Tessin. Erst sieben Jahre später nahm Uri die Bewohner des Urserentales in sein Landrecht auf.

1407 und 1419 sicherten sich Uri und Obwalden durch ein Landrecht mit den Freiherren von Sax zu Misox *Zollfreiheiten* im Verkehr mit der Lombardei; im letztgenannten Jahre wussten sie sogar die wich-

[2]) Ueber die Details der Bewaffnung und Ausrüstung der Schweizer in jener Zeit handelt ein besonderer Artikel.

tige Stadt und Herrschaft Bellenz durch Kauf in ihre Hand zu bringen.

Schon 1403 waren Uri, Unterwalden und Luzern in ein Bündnis mit dem Bischof und den Leuten vom *Wallis* getreten. Ihr Augenmerk musste sich fortan auch auf das südlich vom Griespass und San Giacomo gelegene *Eschental* richten. Im Sommer 1410 gab wieder ein Viehraub der Eschentaler Herren auf einer Alp im hintern Bedrettotal den Anlass zu einem Eroberungszug. Eine Freischar aus Uri und Obwalden überschritt den Gotthard und den *San Giacomo-Pass* und hatte das Eschental schon besetzt, als die Hauptmacht aus Zürich, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus anrückte. Um ihre Herrschaft zu sichern, musste im April 1411 aufs neue ein eidgenössisches Heer nach Domodossola ziehen. Wenige Wochen später fiel eine savoyische Truppenmacht über den Simplon ins Eschental ein und entriss den Eidgenossen ihre Eroberung. Mit Unterstützung der Oberwalliser gelang ihnen aber im September 1416 die Besetzung des Tales zum drittenmal. Gleichzeitig nahmen sie auch das *Maggia-* und *Verzascatal* in Besitz. Zur Behauptung ihrer Eroberung gegen drohende Angriffe von Mailand und Savoyen wagte gar Mitte Februar 1417 ein eidgenössisches Heer von 600 Mann auf vereisten Wegen den Alpenübergang.

Im April 1422 hatte der Herzog von Mailand den Urnern und Obwaldnern das befestigte Bellinzona durch Handstreich weggenommen. Erst zwei Monate später liessen sich die übrigen Eidgenossen (ohne Bern und Glarus) zu einem Auszug bewegen. Am 30. Juni erlitt aber das 4000 Mann starke eidgenössische Heer bei *Arbedo* durch mailändische Truppen eine Niederlage und musste den ganzen *Tross* von 1200 Saumpferden in den Händen des Feindes zurücklassen.

Nach einem vergeblichen, im August 1425 unternommenen Versuch zur Wiedergewinnung von Bellinzona gelang im Oktober des gleichen Jahres einer Freischar von 500 jungen Schwyzern unter Führung des kühnen *Peter Risse* ein Vorstoss bis nach Domodossola, wurde aber dort von einem mailändischen Heere eingeschlossen. Als Schwyz die übrigen Eidgenossen mahnte, den Bedrohten zu Hilfe zu eilen, gab es kein Zaudern. Trotz des beginnenden Winters brachen aus den östlichen Orten 1600 Mann nach dem Eschental auf, und am 14. November langten nach einem beschwerlichen Marsch über die *Grimsel* und den *Albrun*pass noch 2500 Berner und Solothurner vor Domodossola an. Die waghalsige Schar Peter Risses war gerettet. Im Frieden von 1426 überliessen die Eidgenossen gegen eine Geldentschädigung und Zusicherung von Zollfreiheiten auf der Gotthardstrasse dem Herzog von Mailand ihre ennetbirgischen Besitzungen.

14 Jahre später trugen die Urner ihre Waffen wieder über den Gotthard und eroberten die Leventina zum zweitenmal. Im «*Kapitulat*» von 1467, das die 7 Orte (ohne Bern) mit Mailand abschlossen, wurde den Urnern ihre Eroberung für alle Zeiten bestätigt und den Eidgenossen freie Wareneinfuhr bis an den Stadtgraben von Mailand zugesichert. Das Abkommen wurde 1477 erneuert, aber von den Mailändern nicht redlich durchgeführt. Daraufhin zog das Urner Banner noch im November 1478 über den Gotthard. Auf dringende Mahnungen hin entschlossen sich auch die übrigen Eidgenossen trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit zur Hilfeleistung. Ende des Monats standen 10 000 Mann unter Hans Waldmann und andern bewährten Anführern aus den Burgunder Kriegen vor Bellinzona. Nachdem jedoch der günstige Augenblick zu einem Ueberfall auf die stark bewehrte Stadt verpasst war, die Heranschaffung von Belagerungsgerät über die tief verschneiten Alpenpässe sich als unmöglich erwies und auch die Verproviantierung des grossen Heeres zusehends Schwierigkeiten bereitete, musste man sich unverrichteter Dinge zur Umkehr entschliessen. Mit welchen Gefahren ein solcher Rückmarsch zu dieser Jahreszeit verbunden war, zeigte sich auf der Südseite des Gotthards, als eine Abteilung von 60 Knechten in der Tremola unter einer *Lawine* begraben wurde. Um Weihnachten langten die Kontingente wieder zu Hause an.

175 Urner, Zürcher, Luzerner und Schwyzer waren zurückgeblieben. Durch 400 Livinentaler verstärkt, lieferte dieses kleine Heer am 28. Dezember 1478 im Engpass von *Giornico* einer zwanzigfachen Uebermacht ein Treffen, das unter ähnlichen Verhältnissen wie am Morgarten für die Mailänder zu einer blutigen Niederlage wurde. Die Urner hätten im darauffolgenden Jahre den Erfolg gern durch weitere Eroberungen vervollständigt. Da die übrigen Eidgenossen hiezu keine Lust zeigten, mussten sie sich einstweilen mit dem Besitz des Livinentales begnügen. Die ausserordentliche Zähigkeit der Urner im Verfolgen ihrer ennetbirgischen Ziele ist auch den Zeitgenossen nicht entgangen. Albrecht von Bonstetten schildert sie in seiner Beschreibung der Eidgenossenschaft (1479) wie folgt: «Harten Nackens sind die Urner, kräftig gebaut und stark in den Waffen; begierig stürzen sie sich auf den Feind, und schnaubend beschreiten sie die Alpenpässe.»

IV. Mailänder Kriege.

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts sahen sich die Schweizer in die grossen Kämpfe um den Besitz von Oberitalien hineingezogen. Anfänglich beteiligten sie sich nur als Helfer der einen oder andern Partei, auch nur indirekt durch Söldner, später griffen sie als kriegerische Grossmacht entscheidend in den Gang der Ereignisse ein.

In dem Heere, mit dem *Karl VIII.* von Frankreich im Jahre 1494 die Eroberung des *Königreichs Neapel* unternahm, bildeten 8000 Schweizersöldner die Kerntruppe. Wie staunten die Italiener, als sie am Silvesterabend die kraftvollen Söhne der Berge in *Rom* einmarschieren sahen.

«Voran schritten in langen Zügen die Schweizer ... unter ihren Fahnen, im Gleichschritt nach dem Klang der Trommeln, mit kriegerischer Würde und unglaublich guter Ordnung. Alle trugen buntfarbige, kurze Tracht, welche jedes Glied hervortreten liess. Die Stärksten ragten, durch Federbüsche auf den Hüten ausgezeichnet, über die übrigen empor. Ihre Waffen waren kurze Schwerter und zehn Fuss lange eschene Spiesse mit vorn angehefteten schmalen Eisen. Etwa der vierte Teil war mit gewaltigen Beilen, an deren Ende eine vierkantige Spitze hervorragte, versehen; diese zum Hieb und Stich geeignete Waffe führten sie mit beiden Händen und nannten sie in ihrer Sprache Alabarden. Zu je tausend Fussknechten aber gehörten 100 Schützen, die aus kleinen Büchsen Bleikugeln auf den Feind schiessen. Diese Krieger verschmähen, wann sie in dichten Haufen in den Kampf gehen, insgesamt Harnisch, Helm und Schild, so dass man einzig an den Hauptleuten und an denen, welche die ersten Reihen

der Phalanx bilden und in der vordersten Front des Schlachthaufens zu kämpfen pflegen, Helme und Eisenbrüste sieht.» So schildert sie der italienische Geschichtsschreiber Paolo Giovio (1483—1552).

Als die Franzosen 1495 sich anschickten, das *Herzogtum Mailand* zu erobern, zogen trotz der Abmahnungen der Tagsatzung 20000 Söldner über die Alpen. Allein Karl VIII. war kein dauernder Erfolg beschieden. Sein Nachfolger Ludwig XII. begann im Frühjahr 1499 einen Feldzug zur Wiedergewinnung Mailands. Obwohl bereits der Schwabenkrieg ausgebrochen war, liefen 5000 Schweizer Söldner ins französische Heer. Der Herzog von Mailand wurde aus seiner Besitzung vertrieben, kehrte aber im nächsten Jahre an der Spitze eines Heeres, in dem sich neben deutschen Landsknechten etwa 6000 Schweizer befanden, die ihm entgegen obrigkeitlicher Verbote zugelaufen waren, nach Italien zurück. Gleichzeitig waren aber, den Lockungen des französischen Goldes folgend, 10 000 Knechte dem Unterhändler Ludwigs XII. in Freiburg zugeströmt, der sie im März 1500 über den Grossen St. Bernhard den Franzosen in Oberitalien zuführte. Vor *Novara* standen sich beide Heere gegenüber, im französischen und im mailändischen Lager Schweizer gegen Schweizer. Die Tagsatzung suchte zu vermitteln, um den drohenden Bruderkrieg abzuwenden. Als weder die Franzosen noch der Herzog auf die Vermittlung eingehen wollten, unterhandelten die Schweizer im mailändischen Heer eigenmächtig mit den Franzosen. Es wurde ihnen freier Abzug zugestanden. Um die Auswirkungen ihrer Treulosigkeit zu mildern und wenigstens die Person des Herzogs zu retten, nahmen sie ihn beim Abzug in der Verkleidung eines gemeinen Kriegsknechts in ihre Reihen. Die List wäre gelungen, wenn nicht ein Schweizer Söldner den Herzog um schnödes Geld an die Franzosen verraten hätte.

In diesem unrühmlichen Krieg war es im Frühjahr 1500 einer Söldnerschar aus Uri und Schwyz gelungen, sich Bellinzonas zu bemächtigen, wo sie von der Bevölkerung freundlich aufgenommen wurde. Nach langen Verhandlungen und erst nachdem im Februar 1503 ein eidgenössisches Heer von 14 000 Mann aus allen Orten bis Arona und Varese vorgedrungen war, bequemte sich der französische König, im *Vertrag von Arona* (11. April 1503) Stadt, Schloss und Grafschaft Bellenz nebst dem Bleniotal den Eidgenossen zu überlassen. Das war ein recht bescheidener Gewinn, wenn man bedenkt, dass nach Schätzungen aus damaliger Zeit schon 30 000 Schweizer in französischen Solddiensten in Italien ihr Leben verloren hatten.

Wohl vereinbarten nun am 21. Juli 1503 die zwölf Orte, mit Appenzell und St. Gallen, den sogenannten «*Pensionenbrief*», in welchem sie ihren Angehörigen die Annahme von Jahrgeldern und den Reislauf verboten. Allein, noch immer galt das zehnjährige Soldbündnis mit Frankreich von 1499, und bis zu dessen Ablauf trat ein Ort nach dem andern vom Pensionenbrief zurück. Wieder einmal hatte das Gold über die guten Vorsätze triumphiert. 1507 zogen 6000 Knechte in französischem Sold zur Eroberung Genuas über die Berge.

Nach dem Erlöschen des französischen Bündnisses gewann die päpstliche Politik stärkeren Einfluss auf die eidgenössischen Regierungen. Ihr kluger, redegewandter Verfechter, *Matthäus Schinner*, Bischof von Sitten und nachmaliger Kardinal, brachte am 14. März 1510 zwischen Papst Julius II. und allen eidgenössischen Orten ein fünfjähriges Soldbündnis zustande. Kurz darauf verlangte der Papst die ausbedungenen 6000 Mann, angeblich zur Unterwerfung eines unbotmässigen Vasallen. Als die Tagsatzung aber inne wurde, dass ein Angriff auf die Franzosen in Mailand geplant war, rief sie ihre Truppen, die schon bis Chiasso gelangt waren, wieder zurück. *(Chiasser Zug.)*

Die Ermordung zweier eidgenössischer Boten durch die Franzosen in Lugano gab im Jahre 1511 Anlass zu einem neuen Auszuge. Dieser «*kalte Winterfeldzug*» fand ebenfalls ein unrühmliches Ende. Am 20. Dezember mussten die 10 000 Mann vor den Mauern von Mailand umkehren, da ihre Ausrüstung für eine Belagerung unzureichend war.

Im April 1512 beschloss die Tagsatzung, selbständig in die grosse Politik einzugreifen und die Franzosen aus Oberitalien zu vertreiben. Auf den 6. Mai sollte jeder Ort seine Mannschaft nach Chur schicken. Tausende von Aufgebotenen und Freiwilligen strömten dort zusammen, und im Einverständnis mit Kaiser Maximilian zog das Heer über Churwalden, den *Albulapass*, Zernez, durch das Münstertal in den Vintschgau und der Etsch entlang nach Verona. Das vereinigte Heer, 18 000 Mann, fegte die Franzosen nach der Einnahme von Pavia in wenigen Wochen aus dem Herzogtum Mailand. *(Pavier Zug.)* Hocherfreut verlieh der Papst den Schweizern den Ehrentitel «Beschützer der Freiheit der Kirche» und schenkte ihnen zwei grosse Banner und jedem Ort obendrein eine kostbare Fahne.

Inzwischen war ein Heer aus den Urkantonen ins Eschental eingefallen, hatte Domodossola genommen und sich dann der Landschaften *Mendrisio*, *Locarno* und *Lugano* bemächtigt. Gleichzeitig waren die Bündner zu Eroberungen ausgezogen. Sie besetzten *Bormio* (Worms), hierauf das eigentliche *Veltlin* bis an den Comersee und schliesslich die Landschaft *Cleven* (Chiavenna). Diese Täler, die sie schon 1486/87 vorübergehend im Besitz hatten, blieben bis 1797 bündnerisches Untertanengebiet.

Das Herzogtum Mailand wurde Maximilian Sforza, dem Sohn des vor Novara verratenen Herzogs, übergeben. Durch einen Vertrag stellte er sein Herzogtum unter das *Protektorat* der Eidgenossen, sicherte ihnen ihre alten Zollprivilegien und einen jährlichen Tribut von 40 000 Dukaten (heute ca. 600 000 Fr.) zu; überdies bestätigte er ihnen ihre Eroberungen.

Schon im Frühjahr 1513 musste die Tagsatzung Anstalten treffen zur Verteidigung Mailands gegen einen neuen französischen Angriff. Ein Heer von 4000 Mann, das im Mai über den Gotthard gezogen war, wurde von den Franzosen in Novara eingeschlossen. Am 17. Mai beschloss die Tagsatzung einen zweiten Auszug. Alsbald zogen die Innerschweizer Kontingente über den Gotthard, die Berner und Westschweizer über den *Simplon* und vereinigten sich zwischen Arona und Novara. Die Zürcher und Ostschweizer, die über den *Bernhardin* heranrückten, wurden unterwegs durch Hochwasser aufgehalten. Ohne deren Eintreffen abzuwarten, griffen die übrigen Eidgenossen mit unerhörter Kühnheit das weit stärkere französische Heer in guter Verteidigungsstellung an und warfen es in die Flucht. Mit dem *Sieg von Novara* (6. Juni 1513) hatten die Eidgenossen den Gipfel des Kriegsruhms erklommen.

Mitten in den Vorbereitungen für einen neuen Feldzog zur Wiedereroberung Mailands war Ludwig XII. gestorben. Sein Schwiegersohn und Nachfolger *Franz I.*

machte sich mit der ganzen Kraft und Begeisterung seiner Jugend an das Unternehmen. Als die Schweizer von den gewaltigen Rüstungen des Königs Kunde erhielten, schickten sie im Mai 1515 4000 Mann über den Gotthard. Ende Juni zog ein zweites Aufgebot von 14 000 Mann, dem sich noch einige tausend Freiwillige anschlossen, in zwei Kolonnen geteilt, über den *Grossen St. Bernhard* und den Gotthard nach Oberitalien, um dem französischen Heere den Uebergang über die Westalpen zu verwehren.

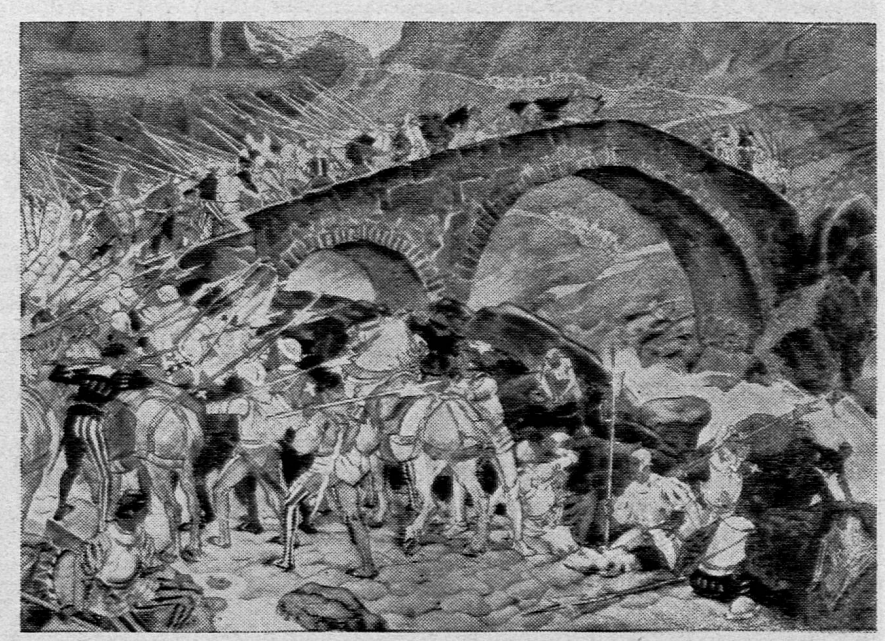
Geschickt wusste Franz I. die Schweizer zu täuschen. Auf einem mühsamen Pfad (Col d'Argentière), wo sie ihn am wenigsten erwarteten, führte er seine Truppen in die oberitalienische Ebene hinunter. Die Schweizer sahen sich umgangen und zogen sich zurück. Der französische König knüpfte sogleich Friedensunterhandlungen mit ihnen an. Es gelang ihm damit, einen Teil der Eidgenossen, vor allem die Berner und Westschweizer, zum Abzug zu bewegen, indessen namentlich die Urkantone sich gegen jede Preisgabe der ennetbirgischen Eroberungen sträubten. Am 13./14. September entschied die blutige *Schlacht von Marignano* über den Besitz Mailands. Vergeblich hatten 20 000 Schweizer in fast übermenschlicher Anstrengung gegen einen an Zahl und Ausrüstung weit überlegenen Gegner gestritten; es blieb ihnen nur ein heldenhafter Rückzug übrig.

Die Tagsatzung war gewillt, den Krieg weiterzuführen und erliess zehn Tage nach der Schlacht ein neues Aufgebot von 22 000 Mann. Als erste rückten die Truppen der Urkantone über den Gotthard, um ihre Besitzungen zu verteidigen. Inzwischen machten aber die Friedensverhandlungen Fortschritte und führten am 29. November 1516 zu einem «*ewigen Frieden*» mit Frankreich. Die Eidgenossen verzichteten gegen eine beträchtliche Geldentschädigung auf das Herzogtum Mailand, behielten aber die im Jahre 1512 eroberten Herrschaften mit Ausnahme des Eschentales.

1521 gelang es der französischen Diplomatie, alle eidgenössischen Orte (ohne Zürich) zum Abschluss eines *Soldbündnisses* zu bewegen, das dem König gestattete, bis 16 000 Schweizer Söldner anzuwerben. Zufolge dieser Abmachung zogen noch dreimal schweizerische Heere nach Oberitalien, und wiederum liessen Tausende von Eidgenossen in den verlustreichen Schlachten von Bicocca (1522) und Pavia (1525) ihr Leben im Dienste der französischen Krone. Mit der Vermehrung der Feuerwaffen hatte die alte Taktik der Schweizer, als geschlossener Haufe (Phalanx) den Gegner in raschem, wuchtigen Anlauf zu überrennen, sich überlebt.

V. Bildbesprechung.

Sommer 1515. Der ritterliche, junge Franzosenkönig ist mit dem gewaltigsten Heere seiner Zeit in Oberitalien eingebrochen, um den Schweizern das Herzogtum Mailand zu entreissen. Die im Frühsommer nach Italien entsandten 22 000 Eidgenossen haben vergeblich versucht, den Franzosen den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren. Da erlässt die Tagsatzung am 20. August ein neues Aufgebot von 7000 Mann, unter dem Oberbefehl des Zürcher Bürgermeisters Max Röust. Auf drei Wegen überschreitet dieses Heer Ende des Monats die Alpen; die Berner ziehen über die *Grimsel* und den *Griespass*, die Bündner über den



Bernhardin, während die Kontingente aus der Inner- und Ostschweiz auf dem *Gotthardweg* marschieren. Dieser Abteilung folgen wir ein Stück Weges.

Vor der alten Steinbrücke, wo der Saumpfad ganz nahe an die tosende Reuss heranführt, hat der Hauptmann einen *Marschhalt* befohlen. Wohltuend ist's für Mann und Tier, ein Weilchen zu verschnaufen. Wohl weht ein frischer Luftzug von den Bergen her, allein der lange Marsch durchs Urnerland herauf im gewohnten, ausgreifenden Bergschritt, unter der Augustsonne, die unerbittlich auf Helm und Harnisch brennt, hat manchem ordentlich zugesetzt. Nun lassen sich die erhitzten Krieger auf die Steinblöcke zu beiden Seiten des Weges nieder, die Sturmhaube und das Lederzeug neben sich gelegt, den *Harnisch* gelockert. Die Pferde werden von ihrer zentnerschweren *Saumlast* befreit, mit Wolltüchern abgerieben, gefüttert und mit frischem Wasser getränkt. In vollen Helmen reichen einige das Wasser aus der Reuss herauf, während andere gemächlich ihrem ledernen *Zehrsack* den Imbiss entnehmen. Brot, Käse und Speck kommen zum Vorschein. Das Hafermehl wird für den Abend aufgespart zum Habermus, der alltäglichen Kost, im Felde wie zu Hause. (Daher auch «Habersack».)

Nach einer halben Stunde sind die Männer gestärkt und ausgeruht. Ein Hornstoss mahnt zum Aufbruch. Die Pferde werden frisch gebastet. Die Krieger gürten sich, setzen den Helm auf, werfen den Sack auf den Rücken, und schon setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Abteilung um Abteilung zieht an unserm Auge vorüber, die einen mit dem 18 Ellen langen *Spiess*, die andern mit der gefürchteten *Halbarte* auf der Schulter. Wie immer bei solchen Zügen, haben sich den aufgebotenen Mannschaften auch zahlreiche Freiwillige angeschlossen. Inmitten einer Gruppe von Spiessknechten trägt einer eine rote *Freifahne* mit dem schlanken, schwebenden, weissen Kreuz. Auch die Spielleute mit ihren *Trommeln*, *Pfeifen* und *Harsthörnern* fehlen nicht, und jeder Abteilung tragen die Saumrosse in Kisten und Fässern die unentbehrlichen

Habseligkeiten nach, die nicht im Mannschaftssack Platz haben: Mehl, Salz, Ersatzwaffen, Schaufeln, Pickel und andere Werkzeuge, Decken und Zelttücher, Hafer und Heu für die Pferde.

Das Rauschen des Flusses wird übertönt vom festen Tritt der Männer, vom Wiehern und Hufegeklapper der Rosse. Mitunter widerhallt ein Jauchzer von den Felswänden. Unter den Freiwilligen sind zahlreiche mutwillige Burschen, die zum erstenmal über den Berg ziehen und kaum warten mögen, bis sie im Kampf mit den Franzosen und deutschen Landsknechten ihre jugendliche Kraft erproben können. Ihnen zur Seite gehen erfahrene Kämpen, die von mancherlei verwegenen Streichen und ernsten Augenblicken zu berichten wissen. Hör nur, was jener alte Haudegen mit dem schiefen, vernarbten Gesicht seinem jugendlichen Nebenmann vom Pavierzug erzählt, wie damals, angesichts des Feindes die gesamte Jungmannschaft des eidgenössischen Heeres mit abgeworfenen Kleidern, die Halbarte in der Hand, sich kurzweg in den Addafluss stürzte und schon durch ihren Anblick und ihr Hohngeschrei die Landsknechte auf dem jenseitigen Ufer in die Flucht schlug, worauf man eine Brücke schlagen und das Heer über den Fluss setzen konnte.

Ein anderer stand vor zwei Jahren auf den Mauern von Novara, als die Franzosen mit ihrem groben Geschütz Bresche um Bresche in das alte Gemäuer legten. Ein grimmiges Lachen entfährt seinem Munde, wenn er daran denkt, wie sie damals Bettücher an Querstangen vor die Mauerlücken spannten und den französischen Geschützmeistern zuriefen, sie sollten doch die Kosten für Schwefel, Pulver und Kugeln sparen, da ja die Mauern schon genug geöffnet seien, indessen das in Schlachtordnung aufgestellte französische Heer mit dem Sturmangriff zögerte, bis ein schweizerisches Entsatzheer heranrückte und die Eingeschlossenen befreite.

An den glorreichen Taten der Vergangenheit sich begeisternd und in grenzenlosem Vertrauen auf die eigene Kraft, so ziehen die wagemutigen Krieger bergwärts, entschlossen, die reichen Städte und blühenden Gärten Italiens auch dem mächtigsten Gegner streitig zu machen. In wenigen Tagen schon sollte sich ihr Schicksal auf der Walstatt von Marignano entscheiden. Wie sie diesen Kampf bestanden, hat ein anderer Meister mit unübertrefflicher Eindringlichkeit geschildert: Ferdinand Hodler. Sein «Rückzug von Marignano» ist gewissermassen das Gegenstück zu Burkhard Mangolds Darstellung.

H. Hardmeier.

FÜR DIE SCHULE

Garten und Gesundheit

1. Man hört oft sagen, dass die Gartenarbeit *gesund* sei. Wir wollen den *Gründen* etwas nachgehen. Wer die richtige Einstellung gefunden hat, spürt bald die wohltätigen Wirkungen: *Freude* durch den Umgang mit der schaffenden Natur; *Erholung* durch den Aufenthalt im Freien; *Erbauung* durch den Kontakt mit wachsenden Pflanzen; *Ausspannung* von eintöniger Berufsarbeit; *Beruhigung* durch die Stille der Landschaft.

2. Wohl bedeutet richtige Gartenpflege zunächst viel *Mühe* und *Anstrengung*. Ist dies ein gesundheitlicher Vor- oder Nachteil? Welche Gartenarbeiten zählt man zu den leichten (für Kinder und Frauen) und welche zu den schweren (für Männer)? Schwitzen bei körperlicher Betätigung ist gesund (Ausscheiden von Giftstoffen). Appetit und Verdauung werden angeregt, Müdigkeit und Schlafbedürfnis erzeugt.

3. Gartenarbeit ist verbunden mit dem Aufenthalt in *frischer*, staubfreier *Luft*. Die körperlichen Bewegungen (welche?) zwingen zu vertiefter Atmung. Wechselwirkung der Atmung bei Mensch, Tier und Pflanze.

4. Bei zweckmässiger Bekleidung (Schilderung des gärtnerischen Berufskleides) lassen sich die Vorteile (welche?) des *Luft-* und *Sonnenbades* mit der Betätigung in der freien Natur leicht verbinden.

5. Besondere Freude bereitet die Heranzucht von *Blumen* mit interessanten Formen, schönen Farben, angenehmem Duft. Beobachtung des Befruchtungsvorganges. Topfblumen, Fensterblumen, Blumenrabatten, Staudenbeete. Die Rolle der Blume im Leben (Sag's mit Blumen!), in der Malerei (E. Kreidolf), in der Dichtung, im Volkslied.

6. Selbstgebautes *Gemüse* ist nicht nur billiger, sondern schmeckt auch besser als gekauftes und ist vielmals gesünder. Nach der neueren Ernährungslehre sollte ein Teil des Gemüses *roh* verzehrt, ein anderer Teil nur *gedämpft* und nicht alles ausgekockt werden. Rohkost-Mahlzeiten im Sommer wirken erfrischend. Durch den Genuss von grünen Salaten, Spinat, Kohlarten führt man dem Blut unentbehrliche Salze (Eisen, Kali, Kalzium, Magnesium) zu. Rohgemüse sind auch reich an Vitaminen.

7. Frische *Früchte* aus dem eigenen Garten munden nicht nur besser, sondern präsentieren sich auch *appetitlicher* (nicht frisch gedüngt!). Alle Beerensorten müssen reinlich gepflückt werden.

8. In einer sonnigen Ecke sollte jeder Garten eine Sammlung von *Gewürz-* und *Küchenkräutern* aufweisen. Die Zugabe dieser altmodischen, rezenten Kräutlein versetzt den Magen in die Lage, die Speisen freudiger und beruhigter aufzunehmen und besser zu verdauen als bei Zusatz scharfer fremdländischer Gewürze. Eigentliche *Heil-* und *Teekräuter* können, am Schatten getrocknet, für die Zeit des Bedarfs aufgehoben werden. Ja, selbst in manchen *Gartenunkräutern* schlummern heilsame Kräfte für die leidende Menschheit, wie Pfarrer Künzli in «Chrut und Uchrut» nachweist.

9. Zur gesunden *handwerklichen* Betätigung rechnen wir auch das *Selbstherstellen oder Flicken* einfacher Gartengeräte, wie Setzholz, Pikierholz, Luftholz, Saatkistchen, Kompostsieb, Triebkasten mit Fenster und Deckladen, Schilf- oder Strohmatten, Vogelscheuchen usw.

10. Nicht zu unterschätzen ist die *geistige Anregung*, die der Gartenpfleger aus den Erfahrungen mit der Bodenkultur fortwährend schöpft. Er muss sich abgeben mit dem Studium der *Bodenarten* (Fruchtwechsel), der *Düngerlehre* (Komposterzeugung, Kunstdünger), mit der Eigenart von *Sämereien* und *Setzlingen;* er soll das *Säen, Setzen, Pikieren* lernen, auch die Behandlung der *Beerensträucher* und *Spalierbäume* verstehen (den neuen Baumschnitt!). Die Tätigkeit der Nützlinge und Schädlinge im Garten führt tief hinein ins Gebiet der *Zoologie*.

11. Aber auch in *ethischer* und *moralischer* Hinsicht lässt sich von jungen Leuten aus dem Gartenbau manche fürs Leben nützliche Lehre ziehen. Der Mensch, der den Zusammenhang mit dem Boden, der «Mutter Erde», nicht verloren hat, bleibt auch in Notzeiten eher genügsam und zufrieden. Er hat am langsamen Wachstum der Kulturpflanzen die Tugenden des *Wartens* und *Sichgeduldens* gelernt (Kampf gegen Missernten, Unkräuter, Schädlinge!). Wo er seinen *Fleiss* belohnt sieht durch gute Erfolge, da wächst sein *Selbstvertrauen*, sein *Glaube* an den Segen ehrlicher Arbeit. Im vertrauten Umgang mit dem Boden entwickelt sich in ihm die *Liebe zur Scholle*, zur *Heimat*, zum *Vaterland*. Er wächst zum patriotischen Bürger heran.

12. Nach all dem, was wir über die Lichtseiten der Gartenarbeit entwickelten, muss den Kindern der Beruf des *Gärtners* als ideal erscheinen. Wir widmen daher eine Stunde der *berufskundlichen Besprechung* des Gärtnerberufes nach folgenden Gesichtspunkten:

a) *körperliche:* Kräftige Konstitution, starker Körperbau;

b) *geistige:* Aufgeweckter Verstand, gute Schulung, Bildungsgang;

c) *seelische:* Günstige und ungünstige Charaktereigenschaften;

d) *ethische:* Beziehungen der Berufsarbeit zur Familie, zu den Mitmenschen;

e) *finanzielle:* Kosten der Lehrzeit; Geschäftsgründung;

f) *wirtschaftliche:* Aussichten für die Zukunft, Anpassungsmöglichkeit an Not- und Krisenzeiten;

g) *persönliche:* Lust und Liebe zur Gartenarbeit, Freude an Pflanzen und Tieren, an den lebendigen Kräften der Natur.

Adolf Eberli, Kreuzlingen.

Kleinwandbild zur Förderung der Volksgesundheit No. 89

Wie die Leute ihre Freizeit verbringen.

A. Ohne Bild.

1. *Möglichkeiten aufzählen:* Ruhen daheim. Lesen, Spielen. — Wandern. Reisen (zu Fuss, mit der Bahn, mit...). Sport: a) ausüben, b) zuschauen. Besuche empfangen, machen. Theater, Kino, Konzerte, Vorträge. — Wirtshaus.

2. *Wozu dient uns die Freizeit?* Erholung. Stärkung, Besinnung. Nicht nur Zerstreuung.

3. *Welche* der unter 1. genannten *Betätigungen* a) fördern die Gesundheit?, b) welche schaden?, c) welche erfreuen uns dauernd, welche befriedigen nicht oder sind mit unangenehmen Neben- und Nachwirkungen verbunden?

B. Hier auf dem Bild.

1. *Allgemeines.* Freie Aeusserung der Kinder.

2. *Welche Freizeitgestaltung* haben die Leute auf dem Bilde gewählt. Tun sie gut daran? Weshalb?

3. *Die Badenden freuen sich.* a) Worüber? b) Woran erkennst du die Freude?

4. *Auch der Bildbetrachter (Zuschauer) kann seine Freude haben.* — Am Treiben der Badenden, am farbenfrohen Bild.

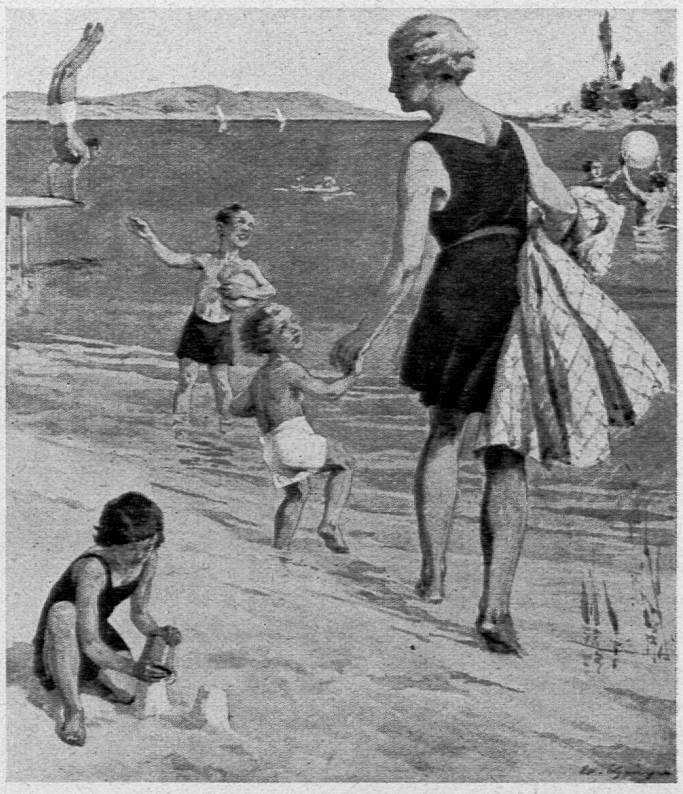
C. Aufsätzchen:

Ein schöner Sonntag. — Am Strand.

W. Klauser.

Stoffe zur Behandlung des Schwimmens im Hygieneunterricht.

Welche Temperatur ist die günstigste fürs Baden? — Um die Körpertemperatur auf gleicher Höhe zu behalten, setzt der Körper fortwährend «Brennstoffe»



(Zucker und Fett) in Wärme um, so wie das Auto Benzin in Wärme und Bewegung umsetzt. Im *Wasser* gibt der Körper mehr Wärme nach aussen ab und muss daher mehr Wärme bilden, d. h. mehr «Brennstoffe» umsetzen. Ein Bad von 4 Minuten Dauer bei 12° C entzieht dem Körper 100 Kalorien. — Nach 400 m Schwimmen bei gleicher Geschwindigkeit wurden folgende *Gewichtsverluste* festgestellt:

bei 20° C	550 g	bei 17° C	160 g
bei 24° C	420 g	bei 12° C	550 g
bei 18° C	150 g	bei 9° C	850 g

Für den Wärmehaushalt des Körpers ist also eine Wassertemperatur von *18° C* am günstigsten. — *Warmes* Wasser führt zu einer übermässigen Durchblutung der Haut und dadurch zu einem grössern Wärmeverlust des Körpers als verhältnismässig kaltes Wasser (häufige warme Bäder erschlaffen!). Es ist, als ob der Körper in einer warmen Umgebung weniger mit der Wärme haushaltete! — Eine wenig durchfettete Haut bedingt einen grösseren Wärmeverlust als eine gut durchfettete. (Ausgedehnte Seifenwaschungen vor einem kalten Bad entfetten die Haut und sind zu unterlassen). — Eine *zu* grosse Abkühlung ist aber ebenfalls zu meiden, denn sie wirkt als Krankheitsreiz und kann Vorbedingungen für Infektionen schaffen.

Die Wärmeregulierung beim Schwimmen. — Die Kälte wirkt als «Reiz» auf die Hautnervenenden. Die Haut wird zunächst blass und kühl. Der Körper reagiert darauf aber rasch durch eine stärkere Durchblutung der Haut: die unter der Hautoberfläche liegenden *Empfindungsorgane* melden dem Gehirn: «Angenehme Erwärmung.» Der «Kältereiz» ruft auch einer lebhaften Bewegung und Betätigung im Wasser;

dies vermehrt die *Wärmebildung* (auch die Maschine erwärmt sich bei der Arbeit). Die Erkältungsgefahr wird dadurch vermindert. Man kann eine ähnliche Durchblutung der Haut mit dem sie begleitenden Gefühl der Erwärmung auf *künstlichem Wege* hervorrufen, z. B. durch Genuss von *Branntwein* (Rötung des Gesichtes beim Trinken!). In diesem Falle ist es aber eine *Fehlleitung* des Nervensystems, indem der Alkohol nur kurzen Bewegungsdrang auslöst und im Gegenteil raschere Ermüdung und Schläfrigkeit bewirkt. (Nansen: «Im Polargebiet ist Alkohol schädlich».) Während die Durchblutung der Haut infolge Alkoholgenuss und die dadurch bewirkte *vermehrte Wärmeabgabe* zu einer *Erniedrigung* der Körpertemperatur führt (mehr als 1/2 der *durch Erfrieren* Gestorbenen in der Schweiz sind Alkoholiker!) wird die Wärmeabgabe beim *Schwimmen* durch die vermehrte Muskelarbeit *mehr* als ersetzt (*«überkompensiert»*). Eine Schweissabsonderung findet trotzdem nicht statt, weil der infolge Muskelarbeit sich erhitzende Körper ständig im kühlenden Wasser schwimmt. — *Zusammenfassend* kann also gesagt werden: die Wärmeentziehung ruft vermehrter Wärmebildung, diese ruft vermehrtem Verbrauch von «Brennstoffen» und dies endlich löst ein natürliches, angenehmes, gesundes *Hungergefühl* aus und sorgt dafür, dass der gesteigerte «Brennstoffverbrauch» bald ersetzt wird.

Achtung vor Uebertreibung. — Das Schwimmen stellt an die *Herzarbeit* grosse Anforderungen. Das Herz und die Arterien müssen nämlich gegen den zum *atmosphärischen* Druck hinzukommenden *Wasserdruck* aufkommen (die Grösse des Wasserdruckes allein für den Brustkorb beläuft sich auf 8 kg und erschwert auch die Einatmung). — Der *Luftverbrauch* beträgt (nach Wiese) beim Spazierengehen 16 Liter pro Minute, beim Bergsteigen 48 Liter, beim Schwimmen 64 Liter. Nach Knoll ergibt sich beim Schwimmen die *grösste Atemtiefe,* die *höchste Atemfrequenz,* der *stärkste Sauerstoffverbrauch* und das *höchste Atemvolumen,* und zwar ein zwei- bis dreimal so grosses wie beim Schnellauf, beim Skilauf oder beim Rudern.

Bei langdauernder Muskelanstrengung tritt ferner im Blut eine *Anhäufung von Milchsäure* auf (Milchsäure = Abfallprodukt der Muskelarbeit, das ausgeschieden werden muss). Sie wirkt auf das Herz ungünstig. — Auch die Erhöhung der Milchsäurekonzentration im Blut kann *künstlich* hervorgerufen werden; sie stellt sich zum Beispiel ganz allgemein nach Alkoholgenuss ein. Da die *Ermüdung* im Zusammenhang mit dieser Milchsäure-Anhäufung im Körper steht, ist hier für den Sportsmann ein Grund mehr, den Alkoholgenuss auszuschalten.

Angesichts der Anforderungen, die das Schwimmen an die *Herzleistung* stellt, ist besondere Vorsicht geboten bei der Betätigung von Jugendlichen in *Schwimmwettkämpfen.* — *Spitzy* schreibt, dass das Wettschwimmen für Kinder nur als kurzstreckige Uebungen zum Anspornen des Interesses und der Sportliebe verwendet werden soll; von wirklichen Wettkämpfen sollen insbesondere halbwüchsige Jungen zwischen 13 und 16 Jahren ferngehalten werden. Als Kennzeichen, wie lange das Kind im Wasser ohne Schaden verbleiben darf, dienen das *Erblassen des Gesichtes,* das *Blauwerden der Schleimhäute,* das *Auftreten der Gänsehaut* und *Muskelzittern.* Sie sind das Signal zur sofortigen Beendigung des Bades.

(Nach Prof. H. Altrock, „Sportkunde"

Kantonale Schulnachrichten

Glarus.

Der Kanton Glarus verausgabte im Schuljahr 1935/36 für das *Fortbildungsschulwesen* insgesamt 78 427 Fr. (im Schuljahr 1934/35 86 194 Fr.). Davon entfielen auf die allgemeine Fortbildungsschule 1762 Fr., auf die gewerbliche Fortbildungsschule 34 849 Fr. und auf die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule 41 815 Fr. Die Zahl der Fortbildungsschüler betrug 1610 (im Vorjahre 1622). *r.*

Solothurn.

Ein Reisender der Firma «Südbayerischer Buchversand», Inhaber: Ernst Groll, München, weist im Kanton Solothurn bei der Lehrerschaft ein Lehrerverzeichnis vor, das er vom Erziehungsdepartement des Kantons zum Zwecke des Buchvertriebes erhalten habe und erweckt dadurch den Anschein, als ob das Erziehungsdepartement seine Bestrebungen unterstütze. Das trifft jedoch nicht zu; das Lehrerverzeichnis wurde nicht zu diesem Zwecke abgegeben. Die gleichen Bücher, die Herr Groll vertreibt, sind beim einheimischen Buchhändler zum Teil erheblich billiger zu haben. Wir warnen überhaupt davor, bei Reisenden Bücher oder ausländische Zeitschriften zu bestellen, da es sich vielfach um Propagandaschriften oder sogar um Schundliteratur handelt. *Das Erziehungsdepartement.*

St. Gallen.

Die *Lehrerpensionskasse der Stadt St. Gallen* wies am 31. Dezember 1935 einen Vermögensbestand von 3 659 882 Fr. auf. Ihr gehören 312 Mitglieder an (264 städtische Lehrkräfte und 48 Lehrkräfte anderer st. gallischer und ausserkantonaler Schulen). Die Zahl der Pensionierten beträgt 114. An sie wurden an Pensionen 275 881 Fr. ausgerichtet. Das Vermögen der sog. Anhängekasse für Lehrkräfte, die bei der Stadtverschmelzung wegen fortgeschrittenem Alter oder wegen ungenügendem Gesundheitszustand nicht in die ordentliche Kasse aufgenommen werden konnten, ist erschöpft. Für ihre Pensionen muss nach dem Uebereinkommen vom 9. September 1921 die Stadtkasse aufkommen. Der Deckungsfonds der ordentlichen Pensionskasse weist ein Defizit von rund 1 Million Fr. auf. Die Statuten dieser Kasse befinden sich zur Zeit in einer Revision.

Totentafel

Im vergangenen halben Jahr starben zwei Zürcher Kollegen, deren Namen mit ihrem Wirkungskreis unauslöschlich verbunden bleibt.

Heinrich Meili, 1879—1936, Primarlehrer in Thalwil.

Heinrich Meili trat im Frühjahr 1894 in das Seminar Küsnacht ein. Schon dort wusste sich der urwüchsige Bauernsohn durch sein fröhliches, kluges und bescheidenes Wesen die Achtung und Zuneigung seiner Klassengenossen zu erwerben. Im Mai 1898 begann er seine berufliche Tätigkeit in Uerikon-Stäfa. Sieben Jahre wirkte er am Sonnenufer des Zürichsees. 1905 folgte er einem Rufe an die Primarschule der Industriegemeinde Thalwil, die ihm zur zweiten Heimat wurde. 31 Jahre wirkte er dort auf der Elementarschulstufe mit seltenem Geschick. Sein reger Geist und seine Liebe zur Geselligkeit verlangten Betätigung im öffentlichen Leben. Als Präsident des Sängerbundes und der Aelteren Lesegesellschaft, als Schriftführer der Baukommission, als eifriger Förderer der Volkshochschulbewegung diente er uneigennützig dem Wohl der Gemeinde. Im Herbst 1932 warf ihn eine Nierenentzündung aufs Krankenlager. Er erholte sich schein-

bar ziemlich rasch und führte seinen Klassenverein im Frühling 1933 noch nach Dalmatien; aber seine Freunde spürten, wie er sein Temperament zügelte, um die Gesundheit zu schonen. Durch Kuren aller Art suchte er gegen die schleichenden Leiden anzukämpfen. Seine Lebensfreude flackerte bei jedem Anzeichen von Besserung auf; aber sich wiederholende Rückfälle lösten bei ihm Melancholie und Wortkargheit aus, die ahnen liessen, wie er innerlich kämpfte. Am *11. Februar* brachte ihm ein Herzschlag Befreiung von qualvollen Stunden.

Heinrich Meili blieb Junggeselle. Er lebte für seine Geschwister als hilfsbereiter Bruder. Seinen vielen Freunden und seinen Gemeindegenossen schenkte er mit seiner sprudelnden Fröhlichkeit, mit seinem Geist und Witz manche köstliche, unvergessliche Stunde.

J. Kllr.

Alfred Zweifel, Primarlehrer in Zürich-Oberstrass, besuchte das Seminar Küsnacht von 1892 bis 1896. Nach der Patentierung amtete er in der Tanne Bäretswil als Verweser und von 1896 bis 1902 in Kempten-Wetzikon als gewählter Lehrer. An der städtischen Primarschule des Schulkreises IV übernahm er 1902 vorerst die Elementarklassen, um diese dann gelegentlich mit der Oberstufe zu vertauschen. Durch den Besuch der notwendigen Handarbeitskurse und durch langjährigen Unterricht an der Gewerbeschule fühlte er sich an diese Stufe hingezogen. Und wahrlich, seine Erfolge lohnten ihm die Uebernahme grösserer und aufreibenderer Nervenarbeit mit den Schülern dieser Stufe, denn vielen derselben hat er durch eiserne Willensstärkung noch den Weg in die Sekundarschule geebnet. Seine Nervenkraft suchte er in ausgiebiger Gartenarbeit wieder zu stärken. Das frühe Tagesgrauen fand ihn im eigenen Privatgarten, dann aber auch im liebevoll gepflegten Schulgarten seiner Klasse. Seine freie Zeit widmete er geschichtlichen Studien über die Altstadt und in seinen letzten Arbeiten befasste er sich nach einlässlichem Studium der verstaubten Akten mit den Schulgeschichten von Küsnacht und dem Schulquartier Oberstrass-Zürich 6. Im Kreise der Sänger seiner Chöre fand er gesellschaftlichen Anschluss und Erholung von strenger Berufsarbeit. Ein vermeintlich nervöses Magenleiden zwang ihn zur Einholung ärztlichen Rates. Zehn Tage nach erfolgter Operation schlief der liebe Kollege an einer Lungen-Embolie kampflos ein. Ein vorbildlicher Berufskollege, ein offener Charakter, der auch mit seinem Urteil über Krankheiten unseres modernen Schulbetriebes nicht zurückhielt, ist mit Alfred Zweifel allzufrüh dahingeschieden. Das Andenken seiner Kollegen und den verdienten Dank der Schulbehörden hat er sich durch seine Berufsarbeit gesichert.

H.

Aus der Presse

Das gepfändete Schulhaus.

Aus dem Jura wird berichtet, eine Bank in Biel habe durch das Betreibungsamt in Courtelary das bewegliche und unbewegliche Eigentum der Gemeinde Sonceboz pfänden lassen. Die Gemeinde, die von der Krise schwer betroffen wurde, schuldet der Bank insgesamt 110 000 Fr., deren Zinsen sie nur unregelmässig bezahlen konnte. Die Pfändung des Schulhauses von Sonceboz hat im ganzen St. Immertal eine lebhafte Erregung hervorgerufen, da sich sozusagen alle Gemeinden ringsum in ähnlich schwieriger Lage befinden. Die Gemeinde Sonceboz hat einen Advokaten mit der Vertretung ihrer Interessen betraut, da es fraglich erscheint, ob überhaupt das Eigentum einer Gemeinde pfändbar ist. Offenbar hat die Bank gerade zur Abklärung dieser Rechtsfrage den ungewöhnlichen Schritt unternommen.

Die kantonale Direktion des Gemeindewesens hat sich bereits des Falles angenommen, da es sich um eine äusserst wichtige Grundsatzfrage handelt.

Wir verweisen auf den viel schlimmeren Fall einer Tessinergemeinde, welcher seitens der Kantonalbank für eine Darlehensschuld *sämtliche kantonalen Zuweisungen*, die eidgenössische Schulsubvention inbegriffen, mit Arrest belegt wurden. Die Folge war, dass die Lehrer des Dorfes mehr als ein Jahr lang auf den Lohn warten mussten. (SLZ Nr. 6, 1936.) **

Eingegangene Jahresberichte und Schulprogramme

96. Jahresbericht der Schweizerischen Erziehungsanstalt Bächtelen bei Bern. (Arbeitsheim für Knaben.)

Jahresbericht des Kantonalen Arbeitsamtes Baselstadt, Abteilung Berufsberatung und Lehrstellen-Vermittlung.

Vorlesungsverzeichnis der Universität Bern, Wintersemester 1936/37.

Programm der bündnerischen Kantonsschule Chur 1935/36.

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 21895

Kongress der IVLV in Genf.

Wie bereits in Nr. 29 kurz mitgeteilt wurde, wird der diesjährige Kongress der Internationalen Vereinigung der Lehrerverbände statt in Belgrad in Genf abgehalten. Er wird Sonntag, den 9. August 1936, 9.30 Uhr, im Grossratssaal eröffnet. Dort finden auch die Arbeitssitzungen Montag und Dienstag, den 10. und 11. August, vormittags und nachmittags, statt. Behandelt werden die Themen «Der Staat und der Lehrer» und «Der Staat und die Schule». Zu den Sitzungen haben alle Lehrer als Zuhörer Zutritt. Es ist zu wünschen, dass viele Schweizer Lehrer die bequeme Gelegenheit benützen, einem solchen internationalen Lehrerkongress beizuwohnen. Der SLV wird offiziell durch eine Dreierdelegation vertreten sein. Am Dienstagabend offerieren die beiden befreundeten schweizerischen Lehrervereine, die Société Pédagogique de la Suisse romande und der SLV, den fremden Gästen ein Schlussbankett.

Wir werden in der nächsten Nummer der SLZ der IVLV einige Seiten widmen.

Der Präsident des SLV: Dr. *Paul Boesch.*

Schweizerische Lehrerwaisenstiftung.

Neue Unterstützungsgesuche für das Jahr 1936 sind dem Kommissionspräsidenten, Herrn Ernst Schudel, Reallehrer, Schaffhausen, einzureichen. *Anmeldeformulare* können beim Sekretariat, Beckenhofstr. 31, Zürich, bezogen werden. *Das Sekretariat.*

Sekretariat.

Die Bureaus des SLV bleiben am Bundesfeiertag nachmittags geschlossen. *Der Leitende Ausschuss.*

Schriftleitung: **Otto Peter, Zürich 2; Dr. Martin Simmen, Luzern; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6; Postfach Unterstrass, Zürich 15**

Bücherschau

H. Froelich-Zollinger: *Die Schweiz als Reiseland und Kurgebiet*, Band 2, Nordostschweiz, 432 S. Basler Druck- und Verlagsanstalt. Brosch. Fr. 2.—.

Rechtzeitig auf die Reisesaison erschien von dem auf 10 Bände veranschlagten Werk *«Die Schweiz als Reiseland und Kurgebiet»* Band 2: Die *Nordostschweiz*, umfassend die Kantone Appenzell, St. Gallen, Glarus, Schaffhausen und Thurgau. Der stattliche Band ist reich illustriert und gibt auf über 400 Seiten Auskunft über alles, was irgendwie mit dem Touristen-, Kur- und Fremdenverkehr zusammenhängt. Der Leser wird orientiert über den Bahn-, Post-, Schiffs-, Flug- und Zollverkehr, über Erholungsinstitute und Heime aller Art, über Bildungs- und Lehranstalten, Museen und Sammlungen, Fremdenstationen mit Sportgelegenheiten, Touren und Unterkunftsmöglichkeiten in den Alpen und über einschlägige Literatur und Kartenwerke. In einem zweiten Teil, nach Reiserouten geordnet, werden die Kur- und Touristenstationen im einzelnen kurz behandelt. Schliesslich tragen auch noch ein Orts- und Bilderverzeichnis, eine Zusammenstellung der Hotels und Pensionen und eine Karte das ihre dazu bei, die Führer zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk und Reisehandbuch zu machen. Der Preis von zwei Franken ist angesichts der erstaunlichen Fülle des Wissenswerten sehr bescheiden. *R. B.*

Berner Liederhefte für Männerchor, Heft I; für Frauenchor Heft I. Verlag Müller & Schade. Je Fr. 1.—.

Eine höchst erfreuliche Sammlung. Doppelt zu begrüssen, weil der Bernische Kantonal-Gesangverein diese Ergänzungshefte herausgibt. Wollen Vorstand und Musikkommission die Sänger mit den Schätzen der musikalischen Romantik und dem polyphonen Stil des 16. und 17. Jahrhunderts vertraut machen, so zeugt das für ein ernstes Streben. Erfüllen sie aber mit der Herausgabe einen Wunsch aus Sängerkreisen, so wäre damit der Beweis erbracht, dass all das, was die Singbewegung für Schule, Haus und Chorgemeinschaft anstrebt, bereits festen Fuss gefasst hat. Wir empfehlen die Hefte angelegentlich allen strebsamen Chören. *Rud. Schoch.*

Der Turnermusikant; herausgegeben von Gerhard Rössner im Verlag «Der Turnermusikant», Leipzig C 1.

Die Hefte kommen für unsere Verhältnisse kaum in Betracht wegen der Texte. Aber sie könnten doch auch hier Anregung geben, in Turnerkreisen noch mehr zu singen, Kindern, Männern, Frauen ihren eigenen Stoff zu geben, sie gelegentlich zusammenzufassen und Instrumente weitgehend mitzuverwenden. Durch die Gestaltung von Texten als Sprech- und Singchor lassen sich bei Festen und Feiern tiefe Eindrücke erzielen. *Rud. Schoch.*

Anton Castell: *Die Bundesbriefe zu Schwyz.* Verlag Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln. Geb. Fr. 2.— (kart. Fr. 1.50).

Es ist eine Freude, den Kollegen dieses «kleine Buch von grossen Dingen» anzuzeigen. Sein Autor, der Schwyzer Geschichtsprofessor Castell, erweist sich schon auf den ersten Seiten als tüchtiger Kenner des weitschichtigen und teilweise umstrittenen Stoffes, dessen Darbietung in letzetr Zeit sehr erschwert wurde, da man oft vor lauter Kritik nicht mehr wusste, was richtig war. Wohl berücksichtigt der Verfasser gebührend die neuesten Forschungen, schweift aber nicht zu weit ab und vermittelt zielbewusst, kurz und bündig ein klares Bild von der Entstehung unserer Eidgenossenschaft. Dazu verfügt er über eine volkstümliche und kernige Schreibweise, die jedermann leicht versteht. Kurz begründet, in Originaltext und Uebersetzung vorgelegt und nach ihren wichtigsten Auswirkungen besprochen werden hier 23 im neuen Bundesarchiv zu Schwyz liegende Pergamenturkunden des Zeitraums 1240—1513. Darunter sind der ehrwürdige Bundesbrief von 1291 und jene diplomatischen Abmachungen bei der spätern Aufnahme der andern eidgenössischen Orte von Luzern bis Appenzell, d. h. Dokumente, von denen stets eine grosse staatserhaltende Kraft ausstrahlte und die gerade heute wieder jeden Schweizer angehen. Die wichtigsten sind auf zwei Tafeln abgebildet. Viele Stellen eignen sich famos zum Vorlesen. Kollegen, die für das Studium der grossen Quellenwerke keine Zeit finden, haben hier zur Vorbereitung ein willkommenes, praktisches Hilfsmittel. Möge es auch in unsern Kreisen weit verbreitet werden! *Hd.*

Willi Duwe: *Deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts.* Die Geschichte der Ausdruckskunst. 296 S. Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig. Kart. Fr. 5.—.

Der Verlag kündigt das Werk als die erste zugleich volkstümliche Gesamtdarstellung der letzten 30 Jahre an, «die der geistigen Lage des neuen Deutschland Rechnung trage». Dass es keinen ähnlichen Vorläufer hat, ist wohl richtig. Volkstümlich im Sinne von gemeinverständlich aber ist es nicht, was ich nicht als einen Mangel bezeichnen möchte. Es setzt recht viel voraus, wie alle derartigen literargeschichtlichen Betrachtungen. Und darum wird ausschliesslich der sog. Gebildete darnach greifen. Wenn es nur sonst durchweg gut geschrieben wäre! Ich nehme irgendeinen Satz heraus, der den Stil des Verfassers kennzeichnet. «Zu dieser Unfähigkeit, eine Dichtung zunächst als Ganzheit aufzunehmen, kommt ein erstaunlich starkes Abgestumpftsein gegen die Musikalität der Sprache, das bei den Deutschen vielleicht gerade deshalb so ausgeprägt ist, weil sie in der Tonkunst dank ihrer überragenden Komponisten eine Ausnahmestellung einnehmen.» Wahrlich, der Verfasser sieht den Splitter in seines Bruders Auge, wird aber nicht gewahr des Balkens in seinem Auge! — Eine Gesamtdarstellung der deutschen Dichtung des 20. Jahrhunderts darf man das Buch auch nicht nennen; es ist eine in seiner Art überzeugende Parteischrift für die expressionistische Dichtung. Darin liegt seine Grösse und Fragwürdigkeit zugleich. Ich deute seine Richtung an: Die Gedichte Hoffmannsthals und Rilkes enthalten kein bleibendes Erlebnis; sie sind neuromantische Spielerei um der künstlerischen Form willen. Dem heutigen Menschen hat nur die an Erlebnissen so reich und schmerzlich gesegnete Generation der Expressionisten (Däubler, Werfel, Schickele, Klabund u. a.) etwas zu sagen. Dem Streben und Fühlen des neuen deutschen Menschen verleiht Ernst Bertram höchsten Ausdruck. Er gestaltet das Leben als das, was es «für unsere heidnischen Vorfahren und ihre tiefreligiöse Mythologie war und was es auch heute noch in höherem Masse als je ist: ein ewiger notwendig tragischer Kampf mit dem Schicksal.»

Mit dieser Geschichte der Ausdruckskunst sich auseinanderzusetzen, ist für uns Schweizer eine schwere, zum Widerspruch herausfordernde, aber durchaus fruchtbare Aufgabe. *Otto Berger.*

Fritz Klute: *Handbuch der geographischen Wissenschaft.* Lieferungen 87—92. Verlag Akadem. Verlagsgesellschaft, Potsdam. Brosch. RM. 2.40.

E. Scheu bringt die landeskundliche Darstellung Nord- und Ostfrankreichs zum Abschluss, wo maritime und kontinentale Verhältnisse in Klima und Wirtschaft bedeutende Gegensätze geschaffen haben.

N. Lichtenecker befasst sich mit der Schilderung der österreichischen Bundesländer. Für Wien, die frühere Hauptstadt einer ausgedehnten Doppelmonarchie, ergibt sich die betrübende Tatsache, dass es trotz seiner verkehrsgeographisch unvergleichlichen Lage «zum übernatürlich grossen Kopf des neuerstandenen kleinen Alpenstaates Oesterreich» geworden ist.

F. Machatschek, früher in Zürich und Wien, nunmehr Nachfolger Drygalskis in München, steuert mit seiner «Tschechoslowakei» eine glänzende landeskundliche Darstellung bei. Eindrücklich zeigt er, wie dieses Land berufen ist, zwischen dem «kulturell und wirtschaftlich höher entwickelten deutschen Mitteleuropa und dem kulturell rückständigeren und primitiveren Osten» zu vermitteln. Kostbare Bildbeigaben und Herausarbeitung des geophysisch und kulturgeographisch Wesentlichen haben hier eine der besten Synthesen geschaffen, deren sich Klutes «Handbuch» rühmen darf.

F. Klute gibt wertvollen Aufschluss über Französisch-Aequatorialafrika und den Kongostaat. Der Verfasser unterlässt es nicht, auf die brennenden Fragen einzutreten, in welcher Weise das eingeborene Arbeitermaterial an die industriellen Betriebe herangebracht wird und wie die nach Tausenden zählenden Schwarzen ernährt werden können. *N. F.*

Kindermann u. a.: *Handbuch der Kulturgeschichte.* Lieferungen 13—16. Verlag Athenaion, Potsdam.

In den Heften 13, 14 und 16 führt Prof. Ermatinger seine gründliche Arbeit über die Kultur im Zeitalter der Aufklärung weiter. Die Darstellung ist von eigenartigem Reiz, stofflich bei aller Gelehrsamkeit stets weise konzentriert und sprachlich meisterhaft ausgefeilt, so dass dem literarischen Feinschmecker ein Genuss nach dem andern geboten wird. In seinem Geist ziehen u. a. vorüber die streitbaren Vertreter der Kirchen und Sekten, der giftige Abraham a Sancta Clara mit seinem «Huy und Pfuy der Welt», Freimaurer, Naturschwärmer und Alpenbezwinger, bezopfte Aristokraten, tänzelnde Hofdamen, verknöcherte Ratsherren, Friedrich der Grosse mit seinen Heerscharen, unser philosophischer Bauer «Kleinjogg» und die Begründer der neuen Volkssouveränität. Originelle zeitgenössische Verse und seltene Bilder vergrössern den Wert dieses prächtigen Handbuches, besonders für Schulzwecke. — In der 15. Lieferung beginnt ein anderer Zürcher Gelehrter, Prof. E. Howald, seine Schilderung der griechischen Geschichte, welche dem ganzen Werk die Grundlage verschaffen soll. *Hd.*

EMPFEHLENSWERTE AUSFLUGS- UND FERIENORTE

Vitznau Hotel Alpenrose

Altbek. Haus. Prima Küche u. Keller. Gesellschaftssaal u. gr. Garten. Für Schulen u. Vereine mäss. Preise. **Baumann-Lang.** 765

HÖHEN-KURORT

SEEWEN-ALP

1720 m ü. M. ob Flühli. Neue Autostrasse, tägl. Autoverbindg. ab Flühli bis 1 Stde. vor d. Kurhaus. Gesund. Ferienaufenth., Schöne Bergtouren u. Fischsport. Aussichtsreiches Ausflugsgebiet. Bade- und Wassersport. Natürl. Strandbad. Pens. b. 4 Mahlz. Fr. 6.50 b. 7.— Prosp. Tel. 34.2.
996 Familie **Seeberger-Meyer**, Bes.

GERSAU Ferien im Hotel Pension ***Beau-Rivage***

am V'waldst.-See. Gutbürg. Haus, Veranda, Garten. Pens. v. Fr. 6.— bis 7.50. Prospekt verl. Tel. 23. Bes.: **F. u. M. Pfund.** 764

Bad Klus Tel. Oensingen 83.11 Neurenoviertes Haus

Gesellschaftslokalitäten, Konferenzzimmer, grosser und kleiner Saal. Heimelige, grosse Gartenwirtschaft, Autopark.

Vereine, Gesellschaften und Schulen Spezialpreise.

Für la Küche und Keller sorgt immer Paul Lässer, Küchenchef. 1128

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Alkoholfr. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7
Telephon 27.227
In der Nähe des Zoologischen Gartens

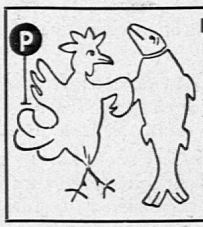
Alkoholfreies Kurhaus Rigiblick, Zürich 6
Telephon 64.214

Alkoholfreies Restaurant Platzpromenade
beim Landesmuseum, Zürich 1
Telephon 34.107 943

Engelberg

Hotel-Pension *Marguerite*

Bekanntes, gutgeführtes Haus für **Schulen u. Vereine.** Ruhige Lage, mitten i. Grünen. Garten-Restauration. Gutbürgerliche Küche. Mässige Preise nach Uebereinkunft. 1065
Telephon 21. Besitzer: **Familie Rey.**



Ferien in Walchwil
HOTEL KURHAUS
am Zugersee

Heimelig, sonnig, ruhig. Fischen, rudern. Vorzügliche Verpflegung. Pension ab Fr. 7.-. Speziell günstig für Schulen und Gesellschaften. Der ehemalige Besitzer **A. Schwyter-Wörner.** *911*

A·R·O·S·A

Hotel Bahnhof

Bekannt für gute Küche und Keller. Ein einfaches, aber heimeliges, von Schweizern bevorzugtes Haus. Alle Zimmer mit fliessendem Warm- und Kaltwasser. Pensionspreis von Fr. 9.- an.
770 **M. Boksberger-Frey**

LENK • Hotel HIRSCHEN

Für Schulen und Vereine billige Preise u. geeignete Lokalitäten. Prosp. bereitwilligst d. **J. Zeller-Matti,** Tel. 4. 998

Brunnen

Hotel Metropol und Drossel

direkt am See. Tel. 39.

Das bek. Haus für Schulen, Vereine u. Gesellsch. Neue Terrasse. Grosses Restaurant. Mäss. Preise. Gleich. Haus **Hotel Bellevue und Kursaal.** Bes.: **Fam. L. Hofmann.** 806

Nyon Wunderschöne Aussicht auf See und Alpen. Idealer Ferienaufenthalt. **Hotel Beau-rivage** bietet Comfort und prima Küche. Pension Fr. 9.-. Arrangements für längern Aufenthalt. 1114 Propr. E. Hodler

• Darlehen

an Beamte bis zu Fr. 500.- gewährt Selbstgeber gegen Ratenrückzahlung. Offerten mit Rückporto (20 Rp.) unter Chiffre **V 10924 an Publicitas Zürich.** 885

Einige grosse, neue

Forschungs-Mikroskope 1104

Grosse, moderne Universalstative, erstklassiges Fabrikat, mit weitem Mikrophototubus, 4-fach Revolver, 1/12. Oelimmersion, 4 Objektive, 5 Okulare, Vergrösserung bis 2500-fach, grossem Centriertisch u. Beleuchtungssystem kompl. i. Schrank für nur sfrs. 245.— verkäuflich. Kostenlose Ansichtssendung. Angeb. u. **F. L. 372** an **Rudolf Mosse AG., Zürich.**

IN DEN FERIEN ZU UNSEREN INSERENTEN

Darlehen

für alle Zwecke an Solvente auch ohne Bürgen, prompt, diskret und billig. Keine Anteilscheine und Wartefristen. 577

INLANDBANK
Zürich Tödistr. 20

916

LUZERN
KURHAUS
SONN-MATT

DIÄTKUREN, PHYSIK. THERAPIE, LUFT- u. SONNENBÄDER
PENSIONSPREIS AB FR. 10.-, ARZT IM HAUSE. PROSPEKTE

Drucksachen

in Buch- und Tiefdruck liefert

AG Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei
Zürich, Stauffacherquai 36-40, Tel. 51.740

BEZUGSPREISE:

		Jährlich	Halbjährlich	Vierteljährlich
Bestellung direkt beim Verlag oder beim SLV	Schweiz . . .	Fr. 8.50	Fr. 4.35	Fr. 2.25
	Ausland . . .	Fr. 11.10	Fr. 5.65	Fr. 2.90

Im Abonnement ist der Jahresbeitrag an den SLV inbegriffen. — Von *ordentlichen Mitgliedern* wird zudem durch das Sekretariat des SLV oder durch die Sektionen noch Fr. 1.50 für den Hilfsfonds eingezogen. — Pensionierte und stellenlose Lehrer und Seminaristen zahlen nur Fr. 6.50 für das Jahresabonnement. — *Postcheck des Verlags VIII 889.*

INSERTIONSPREISE: Die sechsgespaltene Millimeterzeile 20 Rp., für das Ausland 25 Rp. Inseraten-Schluss: Montag nachmittag 4 Uhr. — Inseraten-Annahme: *A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich,* Stauffacherquai 36-40, Telephon 51.740, sowie durch alle Annoncenbureaux.

Landesbibliothek Bern
eingegangen am 17.07.